

**Christoph T. M. Krause – Die Spitzen**

**Der Heimat entrissen  
Eine Familiensaga von 1945-2022**

## Über dieses Buch.

Die Spitzen – Der Heimat entrissen. Ein Schicksalsroman.

1945 kurz vor Kriegsende in einer deutschen Kleinstadt. Nach heftigen Bombenangriffen wird aus einem eingestürzten Haus ein fünfjähriger Junge gerettet. Er kann sich noch nicht einmal an seinem Namen erinnern, weil eine Schockamnesie alle Erinnerungen ausgelöscht hat. Das einzige, was er immer wieder in seinem Kopf hört ist: „**Die Spitzen**“.

Der Junge wird vom Roten Kreuz Fritzchen getauft, versorgt und anschließend zur Adoption nach Amerika geschickt, da seine Eltern unauffindbar und wahrscheinlich umgekommen sind. Die Adoptivfamilie nimmt ihn wie einen eigenen Sohn auf und ermöglicht ihm später eine Karriere als international erfolgreicher Architekt.

Im Jahre 1970 kommt er zufällig als Unternehmer nach Deutschland und entdeckt die ihn jahrzehntelang verfolgenden „**Spitzen**“, mehr noch, er muss geschockt erkennen, dass er durch Zufall in seiner Geburtsstadt gelandet ist. Nach einem Nervenzusammenbruch macht er sich, zusammen mit seiner Adoptivmutter, auf die Suche nach seinen leiblichen Eltern.

**Weitere Romane und Sachbücher  
des Autors Christoph T. M. Krause:  
[www.kaybook.de](http://www.kaybook.de)**

**Christoph T. M. Krause**

**Die Spitzen**

**Der Heimat entrissen  
Eine Familiensaga von 1945-2022**

© 2022 Christoph T. M. Krause  
Umschlaggestaltung: Christoph T. M. Krause.  
Copyright Abbildungen: Christoph T. M. Krause.  
Illustrationen: Craig McCann/ Fishink.com, Manchester, UK.  
Autor Christoph T. M. Krause, Heerstr. 394a, 13593 Berlin.  
Verlag + Druck: tredition GmbH, Halenreihe 42, 22359 Hamburg.

**978-3-347-64615-5 (Paperback)**

**978-3-347-64618-6 (Hardcover)**

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig.

Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Die Rechte zur Nutzung aller in diesem Buch dargestellten Bilder und Illustrationen liegen dem Herausgeber vor.

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

# INHALT

<b>Teil I</b>	<b>7</b>
Über dieses Buch.	2
Böses Erwachen.	9
Das Rote Kreuz.	15
Alptraum im Waschsaal.	19
Neue Eltern.	27
Reise in eine fremde Welt.	31
Heimsuchung.	39
<b>Die Spitzen.</b>	<b>49</b>
Berni.	53
Aufbruch in die Vergangenheit.	63
Der erste Kontakt.	67
Wiedervereinigung.	75
<b>Intermezzo</b>	<b>89</b>
„Die letzten Kriegstage in Schweinfurt“	91
<b>Teil II</b>	<b>99</b>
Gegenwart.	101
„Hilfe!“	107
Reise nach Lwiw.	113
Sergej.	129
Zukunft.	135
Epilog.	145
Hinweise.	147
Bildnachweise.	149
Die Protagonisten.	152

**Dieses Buch ist allen Kindern in der Ukraine gewidmet**

# Teil I



## Böses Erwachen.

Fritzchen wachte auf und sah sich um. Er wusste nicht wo er war, überdies konnte er nichts erkennen, denn es war stockfinster.

Die Luft roch modrig und war staubig, auf seinen Lippen fühlte er eine dicke Schicht Staub. Er verspürte einen großen Durst und langsam kam Hunger auf.



Er wusste nicht, wer oder wo er war und was passiert war. Er fing an zu rufen: „*Hallo, hallo...*“

Seine Stimme klang heiser und weit weg. Er hoffte, dass ihn jemand hören könnte.

Abb.01

Irgendetwas sagte ihm, dass diese Situation, in der er sich befand, nicht normal sein konnte. Er konnte sich kaum bewegen und in seinen Beinen war ein rätselhaftes Kribbeln, als könne er sie nicht einsetzen und es fühlte sich so an, als seien sie eingeschlafen.

Nachdem er mehrere Stunden immer wieder gerufen hatte, konnte er plötzlich ein Gemurmel mehrerer Stimmen erahnen. Von wo sie kamen, konnte

er nicht sagen, es hörte sich danach an, als kämen sie von oben.

Fritzchen rief immer wieder, bis plötzlich ein greller Lichtschein von oben in sein Gesicht fiel. Mehrere Hände schafften Steine über ihm weg und das Licht wurde immer heller.

*„Da ist ein kleiner Junge!“*, schrie eine junge Stimme. Als das Loch mit dem Licht immer größer geworden war, ergriffen mehrere Hände seinen kleinen Körper und zogen ihn heraus.

Fritzchen konnte vor lauter Licht nichts mehr sehen. Jemand legte ihm ein Tuch über den Kopf und sagte zu ihm: *„Hab’ keine Angst, das mache ich, damit du dich an das Licht gewöhnen kannst!“* Fritzchen verstand, obwohl er total durcheinander war.

Nachdem sich der grelle Schein etwas gelegt hatte, auch weil sich einige Wolken vor die Sonne schoben und Fritzchen langsam wieder etwas sehen konnte, sprach ihn ein fremder Mann an und fragte, wie er heiÙe. Fritzchen<sup>1</sup> zermarterte sich das Gehirn, aber er wusste es nicht. Er sprach ganz leise, so dass der Mann ihn zuerst nicht verstand: *„Ich weiß es nicht!“* Stakkatoartig wiederholte er seinen Satz mehrmals.

---

<sup>1</sup> Da sich Fritzchen nicht an seinen Namen erinnern konnte, gaben ihm seine Retter diesen Namen. Wie er wirklich hieß, sollte sich erst viel später in seinem Leben herausstellen.

*„Aber Du musst doch wissen, wie du heißt!“, war die ungeduldige Antwort. „Er hat einen Schock“, sagte ein anderer der Helfer. „Lass ihm Zeit“.*

Einer der beiden Männer, die ihn aus dem Loch herausgezogen hatten, trug ihn zu einer Frau, die an einem großen Wagen mit einem roten Kreuz darauf stand.



Abb.02

Zum ersten Mal drehte sich Fritzchen um, was er sah, verschlug ihm den Atem!

Die Gegend um ihn herum sagte ihm nichts und alles war in einem totalen Chaos versunken, überall lagen kleine und große Steine herum und alle Häuser, oder das, was davon übrig war, lagen in

Trümmern. Fritzchen erkannte nichts von dieser Umgebung, alles war ihm fremd.

Die Frau stellte ihm Fragen:

*„Wie heißt du und woher kommst du? Hast du in diesem Haus gewohnt, aus dem dich die Männer herausgeholt haben?“*

Fritzchen war total verwirrt, er wusste all diese Antworten nicht. Er konnte sich an nichts erinnern und alles um ihn herum war ihm fremd. Das einzige, was er, inmitten der allgegenwärtigen Zerstörung annähernd zu erkennen glaubte, waren *„die Spitzen, die Spitzen!“*.

Die Frau wusste nicht, was er meinte. *„Was meinst du?“*, fragte sie ihn stirnrunzelnd.

*„Die **Spitzen**, die **Spitzen**, ich weiß gar nichts!“*, und Fritzchen weinte bitterlich. Er war erst 5 Jahre alt.

## Die leibliche Mutti





## **Das Rote Kreuz.**

Das Rote Kreuz war sofort zur Stelle, um sich um Fritzchen zu kümmern. Eine Mitarbeiterin versuchte herauszufinden, wer in dem Haus gewohnt hatte, um Fritzchen seinen Eltern zuzuordnen. Da das Haus völlig zerstört war, musste sie ihr Vorhaben aufgeben.

Behörden oder Ämter, wo Einwohner registriert waren, existierten quasi nicht mehr. Erst nach tagelangen Recherchen im Umfeld des Hauses mußte man, dass Fritzchens Eltern offenbar im Bombenhagel umgekommen waren. Bestätigen ließ sich das jedoch nicht.

Das Rote Kreuz brachte deshalb alle Kinder, die überlebt hatten und ohne Erziehungsberechtigte aufgefunden wurden, zunächst einmal zu einer Sammelstelle in der Nähe der Kleinstadt, in der sie sich befanden.

Fritzchen wurde jedoch erst einmal in einer in der Nähe aufgebauten Lazarettlagerstätte medizinisch versorgt. Es stellte sich heraus, dass Fritzchen trotz seiner Verschüttung glimpflich davon gekommen war. Sein linker Arm war gebrochen, er hatte zahlreiche Schürfwunden und seine Beine waren stark in Mitleidenschaft gezogen, es waren jedoch hauptsächlich Fleischwunden, die Knochen waren glücklicherweise ganz geblieben.

Fritzchen war vor allem durch die lange Verschüttung in einem schweren Schockzustand aufgefun- den worden. So brauchte er eine stark beruhigende Medikation, damit sich sein Körper und seine Seele von den Strapazen erholen konnten.

Da Fritzchen immer noch keine Erinnerungen hatte, vermisste er auch seine Eltern nicht. Nach ein paar Tagen fing ein Rote-Kreuz-Arzt an, vorsichtig Fra- gen an Fritzchen zu stellen, um mehr über seine Herkunft herauszufinden. Er diagnostizierte dabei eine starke posttraumatische Amnesie, die sich oft nach einiger Zeit auflösen, jedoch auch für längere Zeit oder für immer zurückbleiben kann.

Menschen, die ein solches Trauma erleiden müs- sen, müssen oft jahrelang alles wieder erlernen, was sie einmal gekonnt hatten, manche müssen sogar ihre Sprache neu kennenlernen.

Eine solche Amnesie bietet den Opfern jedoch auch den Vorteil, dass sie, natürlich nicht ohne Grund, die schlimmen Erlebnisse vergessen können und darunter nicht mehr leiden müssen.

Oft haben aber die Angehörigen, die ihre Familien- mitglieder irgendwann wieder in die Arme schließen können, mehr mit den Folgen dieses Erinnerungs- komplettverlustes zu kämpfen, als die Betroffenen selbst.

Stellen Sie sich vor, Ihr Ehemann oder ihre Ehefrau würden Ihnen nach langer Suche wieder zugeführt

und er oder sie würde Sie nicht mehr erkennen.  
Eine schreckliche Vorstellung für alle Beteiligten!

Fritzchen hatte nun das Pech, dass sich niemand finden würde, der ihn aus seiner Familie aufnehmen konnte. Fritzchen schien deren einziger Überlebender zu sein. Nun entstand logischerweise die Frage, was mit solchen Kindern geschehen solle.

Das Rote Kreuz gab diese Kriegskinder, ab einer gewissen Zeitspanne, zur Adoption frei. Da das Rote Kreuz weltweit Vertretungen hatte, kamen alle die Länder in Frage, die sich dem Roten Kreuz angeschlossen hatten. Da Deutschland fast total zerstört war und viele Menschen umgekommen, vertrieben, oder vermisst waren, wurde nach Deutschland wenig vermittelt.

Nach wenigen Tagen kam Fritzchen in ein Kinderlager am Rande der Stadt. Dort war es laut und kalt, aber die Kinder bekamen wenigstens etwas zu essen und erhielten ein Bett zum Schlafen. Es gab Schlafsäle mit mehreren hundert Kindern in einem riesigen Raum, der vor dem Krieg als Markthalle genutzt worden war.

Fritzchen ging es wieder deutlich besser. Sein Arzt hatte ihm gesagt, dass er großes Glück gehabt habe, dass er noch lebe. Auch hatte er ihm kindgerecht versucht zu erklären, was ihm widerfahren war. Fritzchen war ein sehr kluger Junge und hatte alles gut verstanden.

Da er sich an gar nichts erinnerte, war er auch nicht besonders traurig. Das einzige, dass ihm zu schaffen machte, war, dass er sich sehr alleine fühlte. Ein dunkler Schimmer ließ ihn sich an bessere Zeiten erinnern, wo er stets das Gefühl gehabt haben musste, wohl behütet und sicher zu sein. Aber er hatte keine Bilder im Kopf und konnte sich auch an keine Gesichter erinnern.

Da das Rote Kreuz geschulte Kinderpsychologen hatte, konnten sie das Schlimmste bei den Kindern abfedern. Manche ihrer Schützlinge konnten sich an alles Furchtbare, das ihnen widerfahren war, erinnern und waren stark traumatisiert. Viele weinten ständig und schrien in der Nacht nach ihren Eltern.

Fritzchen hielt sich oft des Nachts die Ohren zu, da er dieses Dauergewimmer und -Geweine nicht mehr ertragen konnte. Es erinnerte ihn an seine eigene Lage, die auch nicht die einfachste war.

Er beschloss jedoch, tapfer durchzuhalten. Sein Arzt hatte ihm gesagt, er käme bald zu einer neuen Familie. Fritzchen wusste noch nicht, was das genau bedeutete, aber es würde ihm aus dieser Lage, in der er sich momentan befand, heraushelfen.

## Alptraum im Waschraum.

Fritzchen ging es bald besser, obwohl oder gerade weil er vorübergehend in einem Kinderheim irgendwo in Deutschland untergebracht worden war. Eine Adoptivvermittlung schien sich in die Länge zu ziehen. Fritzchen kam es vor, wie eine Ewigkeit, obwohl er noch gar nicht wusste, was das genau bedeutete, denn er hatte überhaupt kein Zeitgefühl.

Im Kinderheim führten Frauen in langen schwarzen Gewändern das Regiment, auf dem Kopf trugen sie schwarze Kopftücher mit einem weißen Rand. Der militärische Begriff „Regiment“ war ein durchaus angemessener Begriff für die Art und Weise, wie sich einige dieser Frauen gegenüber ihren Schützlingen verhielten: streng und unerbittlich.



Abb. 03

Im Haus gab es ein Kommen und Gehen und die schwarzen Frauen liefen emsig hin und her. Wie bereits erwähnt, war manch eine streng und unerbittlich und Fritzchen wurde Zeuge, wie Kinder gezüchtigt wurden, indem sie Backpfeifen einstecken mussten oder gar mit einem Holzstock auf den Hintern geschlagen wurden, um sie gefügig zu machen.

Fritzchen hatte große Angst vor diesen merkwürdigen Frauen und er wollte, sobald wie möglich, weg aus diesem Alptraum.

Eines Tages badete ihn eine dieser schwarzen Frauen in einem Waschraum. Dieser Waschraum hatte Duzende von Waschbecken, die alle in einer Reihe angeordnet waren. Neben diesem Hauptwaschraum gab es einen weiteren Raum mit ebenso vielen Badewannen. Ein dritter Raum hatte Duschköpfe an jeder Wand.

Die Wärterin (Fritzchen wusste noch nicht, dass es Nonnen waren, die hier wirkten), schickte ihn in eine dieser Badewannen und forderte ihn auf, sich auszuziehen. Fritzchen war das furchtbar peinlich, er wollte sich nicht pudelnackig vor einer fremden Person entkleiden und schon gar nicht vor einer Frau. Intuitiv wusste er, dass sich das nicht schickte.

Die Frau bestand jedoch strikt darauf und fuhr ihn schnaubend an: *„Mach hier jetzt keine Faxen! Runter mit dem Zeug!“* und sie riss ihm sein weißes Anstaltshemdchen vom Leib, als könne sie es nicht abwarten, dass Fritzchen nackt war. Fritzchen bekam es mit der Angst zu tun, denn ein solches Verhalten war er nicht gewöhnt, das zumindest wusste er, obwohl er alles andere vergessen hatte.

Die Frau fing an, seinen Körper zu waschen und ging einigermaßen ruppig vor.

Plötzlich bekam er ein unglaubliches Gefühl, das ihm zunächst sehr angenehm erschien. Die Frau machte sich an seinem Geschlechtsteil zu schaffen. Sie fingerte an seinem Penis herum und machte seltsame Auf- und Abbewegungen.

Ein merkwürdiges Gefühl durchströmte seinen Unterleib. Fritzchen hatte dieses Gefühl noch nie erlebt und wusste gar nicht, wie ihm geschah. Seine Sinne vernebelten sich und er war nahezu handlungsunfähig. Gleichzeitig spürte er intuitiv, dass da etwas passierte, das nicht angemessen und sehr unangenehm war.

Zunächst hatte Fritzchen gedacht, die Frau wolle ihn nur vernünftig waschen. Aber so etwas hatte bisher noch nie jemand getan, zumindest in der Zeit, seit er sein Bewusstsein wieder erlangt hatte.

Die Frau ging nun einen Schritt weiter, sie beugte sich mit ihrem Mund herunter und nahm sein Geschlechtsteil in den Mund. Fritzchen schreckte zurück und zog seinen Penis geschwind aus dem Schlund dieser Frau heraus.

*„Stell dich nicht so an und bleib ruhig, ich muss dich vernünftig sauber machen, das geht nur mit besonderem Einsatz. Halt still!“* fuhr sie ihn böse an.

Fritzchen wusste nun, ohne es wirklich genau einschätzen zu können, dass da etwas nicht in Ordnung war, am Verhalten dieser Frau. Er fing an zu schreien und die Frau ohrfeigte ihn plötzlich.

*„Willst du wohl gehorchen!“*, fuhr sie ihn mit einem hasserfüllten Gesicht an.

Fritzchen flüchtete aus der Badewanne und rannte, wie vom Teufel selbst gejagt, in seinen Schlafsaal.

Die schwarze Frau lief hinter ihm her und als sie in den Schlafsaal kam, zog sie ihn an den Haaren zurück in die Waschkammer. Fritzchen erlitt große Schmerzen. Den ganzen Weg zurück zu den Waschräumen wurde er an seinen Haaren hinter ihr hergezogen. Dieses Ziehen tat ihm höllisch weh. Er schrie so laut, wie er konnte.

Als sie im Waschraum angekommen waren, standen bereits Dutzende von Kindern und zwei andere schwarze Frauen am Eingang des Waschbereichs und starrten in den Raum hinein, um sich anzusehen, was da los war. Alle wollten wissen, was da wohl vor sich ging. Die schwarze Peinigerin stieß Fritzchen in die Wanne zurück.

Plötzlich sprach eine der beobachtenden schwarzen Frauen zu Fritzchens Quälerin:

*„Schwester Carola, ich meine, es ist jetzt gut, Sie sollten Fritzchen nun in Ruhe lassen. Ich werde das jetzt übernehmen!“*

Als sei sie eine Untergebene, verließ Fritzchens schwarze Frau den Saal und schaute dabei verschämt nach unten. Mit einer solchen Zurechtweisung vor versammelter Runde hatte sie wohl nicht

gerechnet. Fritzchens Retterin schickte alle Schaulustigen weg und bat, ihre andere Kollegin, mit dabei zu bleiben.

Die schwarze Frau, die nun an Fritzchens Badewanne das Heft in die Hand nahm, stellte sich als Schwester Ingrid vor und sagte zu Fritzchen:

*„Fritzchen, Du bist ein lieber Junge, das weiß ich schon. Was auch immer du getan oder nicht getan hast, meine Kollegin sollte dich nicht so behandeln, das ist Unrecht. Ich hoffe, du vertraust mir. Von nun an werde ich mich persönlich um dich kümmern. Du brauchst nie wieder Angst zu haben!“*

Fritzchen ergriff allen Mut, den er zur Verfügung hatte und flüsterte seiner Retterin ins Ohr:

*„Sie hat mich da unten angefasst!“*

*„Ja, das kann durchaus sein!“,* sagte Schwester Ingrid, *„sie wollte dich da wohl sauber machen!“*

Fritzchen sagte leise und fing dabei an zu weinen: *„Aber sie hat „ihn“ in den Mund genommen, ist das denn normal?“*, fragte er schüchtern.

*„Nein, natürlich nicht!“*, antwortete Schwester Ingrid unerwartet leise.

*„Ich werde dafür sorgen, dass das nie wieder vorkommt! Das verspreche ich dir!“*

Fritzchen sah seine Peinigerin nie wieder und Schwester Ingrid war fortan eine enge Bezugsperson für ihn.

Fritzchen fühlte sich zum ersten Mal einigermaßen sicher, er hatte nun eine Beschützerin.

Er sollte noch ein ganzes Jahr im Kinderheim bleiben müssen. Er wurde fortan mit aller Rücksichtnahme und Würde behandelt, denn Schwester Ingrid sorgte dafür.

Faust in der Tasche





## Neue Eltern.

Eines Tages kam Schwester Ingrid zu Fritzchen und bat ihn, doch einmal mitzukommen. Damit Fritzchen keine Angst bekommen sollte, sagte sie zu ihm:

*„Fritzchen, du weißt doch, dass wir auf Adoptiveltern für dich warten?! Jetzt sind sie endlich da. Kommst du?“*

Plötzlich bekam Fritzchen doch Angst, es war aber eher eine freudige Erwartung, die sich ähnlich wie Angst anfühlte.

Er wurde von Schwester Ingrid in ein Büro geführt, wo bereits der Direktor und zwei sehr jung aussehende Leute bereits am Tisch saßen und freudig dreinschauten.

*„Hier ist der kleine Schatz!“,* sagte Schwester Ingrid in den Raum hinein. *„Das ist Fritzchen“.*

Ingrid hatte ihn schon vor Monaten immer wieder auf diese Begegnung vorbereitet und er wusste, dass er zunächst höflich *„Guten Tag“* sagen sollte. Früher sollten kleine Jungen immer eine Verbeugung machen. Das war in der neuen Zeit eigentlich out. Fritzchen verbeugte sich trotzdem und gab der Dame und dem Herrn die Hand.

Die Dame stellte sich als Maria und ihr Mann als John vor.

*„Wir freuen uns, dass du da bist und mit uns nach Hause kommen willst!“,* sagte John mit einem etwas gequälten Lächeln.

Maria und John hatten schon viele Jahre auf eine solche Chance gewartet. Wie Fritzchen später erfuhr, war ihr leiblicher Sohn drei Jahre vorher an Krebs gestorben und sie wünschten sich nichts sehnlicher, als einen „neuen“ Sohn zu bekommen.

Sie hatten sich bewusst für ein Adoptivkind entschieden, um der Gefahr vorzubeugen, dass der Krebs ihres fünf Jahre alten Sohnes vielleicht eine genetische Ursache gehabt haben könnte. Natürlich waren sie bei einem Adoptivkind auch nicht vor Krankheiten bei ihm gefeit, sie wollten es aber auf jeden Fall wagen.

Maria war bereits Mitte Dreißig und hatte nach ihrer eigenen Meinung nicht mehr viel Zeit, eigene Kinder gebären zu können.

Fritzchen hatte auf Anhieb eine große Zuneigung zu beiden und er freute sich sichtlich, dass er nun ein neues Zuhause bekommen würde. Inzwischen hatte er sich so an seine neue Lebenssituation gewöhnt, dass er nur noch nach vorne blickte und nun eher gespannt war, was das neue Leben für ihn zu bieten hatte.

Maria und John Schrader waren deutsche Juden, die noch 1938, quasi im letzten Augenblick, Deutschland verlassen hatten und direkt nach Amerika

ausgewandert waren. Sie lebten in einer Kleinstadt in Pennsylvania und hatten sich dort inzwischen gut integriert. John war in der Baubranche tätig und machte eine ähnliche Arbeit, wie in seiner verlorenen Heimat. Maria war Lehrerin gewesen, hatte aber nach dem Tod ihres Sohnes aufgehört zu arbeiten.

Diese Verhältnisse waren ausschlaggebend gewesen, dass die Adoptivagentur der Kindesannahme zugestimmt hatte. Beide Neuelternteile lebten in sehr geordneten und gut situierten Verhältnissen.

Das erste, was die beiden taten, war Fritzchen mit in ihr Hotelzimmer zu nehmen und bereits am nächsten Tag flogen alle Drei gemeinsam nach Amerika.

Der Abschied im Kinderheim wurde am Vorabend noch ein wenig gefeiert und die Drei kamen noch einmal dorthin, um sich von allen verabschieden zu können.

Schwester Ingrid hatte alles vorbereitet und die Kinder sangen für Fritzchen ein deutsches Abschiedslied, das da hieß:

„Muss i denn, muss i denn, zum Städele hinaus und nur du mein Schatz bleibst hier!“<sup>2</sup>

---

<sup>2</sup> „... ist ein von Friedrich Silcher adaptiertes und 1827 erstmals publiziertes deutsches bzw. schwäbisches Volkslied, das durch zwei englischsprachige Adaptionen unter dem Titel Wooden Heart von Elvis Presley im Jahre 1960 und Joe Dowell 1961 jeweils als Millionenseller eine weltweite Verbreitung erfuhr und damit zu einer der international bekanntesten deutschen Volksweisen wurde.“ Zitieren von Quellen aus dem Internet:

Bibliografische Angaben für „Muss i denn, muss i denn zum Städele hinaus“.

Fritzchen musste dann doch ganz schön stark weinen, viele der anderen Kinder und vor allem Ingrid weinten mit. Bei Fritzchen war es mehr die Rührung, dass sich so viele mit ihm auf sein neues Leben freuten.

Aber Schwester Ingrid war für ihn ein echter Verlust, er würde sie nie vergessen.

Der Abend ging recht spät zu Ende. Fritzchen war völlig platt, ob all der vielen Eindrücke und kaum war er im Hotelzimmer angelangt, schlief er auch schon sofort ein.

Es würde seine letzte Nacht in seinem Heimatland werden und es sollte sehr lange dauern, bis er eines Tages zurückkommen würde.

---

Seitentitel: Muss i denn, muss i denn zum Städtle hinaus.

Herausgeber: Wikipedia - Die freie Enzyklopädie.

Autor(en): Wikipedia-Autoren, siehe Versionsgeschichte.

Datum der letzten Bearbeitung: 7. Mai 2022, 11:23 UTC.

Versions-ID der Seite: 222686383.

Permanenter Link:

[https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Muss\\_i\\_denn,\\_muss\\_i\\_denn\\_zum\\_St%C3%A4dtele\\_hinaus&oldid=222686383](https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Muss_i_denn,_muss_i_denn_zum_St%C3%A4dtele_hinaus&oldid=222686383).

Datum des Abrufs: 7. Mai 2022, 15:28 UTC.

## **Reise in eine fremde Welt.**

Fritzchen war natürlich noch nie in seinem jungen Leben geflogen. So war er sehr aufgeregt, als sie zum Flughafen kamen. Seine Adoptiveltern hatten ihm vorher alles erklärt, auch, dass es unter Umständen besonders starke Kontrollen geben könnte.

Fritzchen hatte noch nie ein Flugzeug von innen gesehen, auch das Äußere kannte er nicht. Schließlich hatte er alles vergessen, was er je in seinem Leben, vor seiner Rettung, gesehen hatte.

Als das Flugzeug startete, rumpelte es ein wenig und Fritzchen bekam erst einmal einen gehörigen Schreck. Seine neuen Eltern fassten ihn beide an der Hand, denn Fritzchen saß genau zwischen ihnen.

Bereits zu diesem frühen Zeitpunkt hatte er erstes Vertrauen in sie gefasst. Er fühlte sich zum ersten Mal, nach Schwester Ingrid, besonders geborgen.

Der Flug dauerte neun Stunden und verlief völlig problemlos. Fritzchen konnte sich langsam entspannen. An Bord gab es sogar Essen, viel zu trinken und für Kinder hatte die Airline einige Süßigkeiten bereitgestellt. Es stellte sich heraus, dass die Adoptionsgesellschaft noch einige andere Kinder auf diesen Flug gebucht hatte, die mit ihren neuen Eltern nach Amerika flogen.

Nachdem sie am Philadelphia International Airport gelandet waren, mussten sie noch ca. 90 KM mit einem Leihwagen zu Fritzchens neuem Zuhause fahren.

Fritzchen staunte nicht schlecht, wie groß die amerikanischen Autos waren. Sie kamen ihm wie große Badewannen vor. Solche Autos hatte er in Europa, in der Zeit, nachdem er sein Bewusstsein wiedererlangt hatte, noch nie gesehen. Die Fahrt dauerte zwei Stunden, weil auf dem Highway sehr viel Verkehr war.

Fritzchen staunte darüber, dass es nirgendwo zerstörte Häuser gab, alles war schön bunt und sehr sauber. Viele Häuser hatten kleine Vorgärten und eine halbrunde Auffahrt. Es gefiel ihm gleich sehr gut in dieser Gegend. Die Häuser, die er von zuhause kannte, waren anders und wie sie vor der Zerstörung gewesen waren, hatte er nicht mehr in Erinnerung. So war diese neue Welt nun das einzige, was er kannte bzw. kennenlernen würde.

Die Zerstörung und das Leid zu Hause lagen nun, gefühlt, schon weit zurück. Fritzchen fing bereits jetzt an, alles, was er nach seiner Rettung gesehen hatte, zu verdrängen. Das fiel ihm ja nicht schwer, da es sehr frustrierend und beängstigend gewesen war. Fritzchen fühlte sich nun wie in einem futuristischen Traum.

Alles war so schön, bunt und neu. Was hatte er doch für ein großes Glück, jetzt, nachdem alles von

vorher ein einziges Rätsel blieb. Es war wie in einem Alptraum, aus dem er nun erwachte, um eine neue, heile Welt zu entdecken.



Abb. 04

Amerika war seine neue Verheißung, sein Lebensglück. Deutschland und der Krieg waren sehr bald vergessen.

Das einzige, was ihm immer wieder im Kopf herumspukte, waren „**die Spitzen, die Spitzen**“. Aber Fritzchen wusste nicht, was das war und warum es ihm andauernd durch den Kopf ging.

Das, was er aber deutlich spürte, waren die starken Gefühle, die diese vermaledeiten „Spitzen“ bei ihm auslösten. Er musste dann oft weinen und er schwor sich, irgendwann würde er dieses Rätsel lösen.

Als sie im neuen Zuhause ankamen, konnte das kleine Fritzchen sehen, wie gut er es haben würde. Das Haus seiner neuen Eltern lag mitten im Wald und hatte eine lange Auffahrt, weil es etwas erhöht auf einem Hügel lag. Die weiße Holzkonstruktion, gepaart mit vielen großen Fensterfronten, sagten etwas über Fritzchens neue Familie aus, die ihn ebenso herzlich und mit offenen Händen aufnahmen, wie es ihr Haus bereits symbolisierte.

Niemand hätte etwas an einem solchen neuen Zuhause aussetzen können, es war so schön, wie alles, was Fritzchen bisher in Amerika gesehen hatte.

Seine Eltern hatten ihm ein sonniges Zimmer mit einem großen Fenster vorbereitet. Die Scheiben gin-

gen bis auf den Boden und man hatte das Gefühl, mitten im Wald zu wohnen.

Fritzchen dachte, er sei im Paradies angekommen. Die im doppelten Sinne des Wortes bestehende Offenheit des Hauses und seine sonnendurchfluteten Räumlichkeiten symbolisierten Fritzchens neues Leben in einer ihm völlig neuen Welt.

Das Grauen eines unerbittlichen und grausamen Krieges, dessen Opfer Fritzchen geworden war, war hier komplett vergessen. Hinzu kam, dass er alles, was vor seiner Rettung, vor dem Ende des Krieges, geschehen war, auch nicht mehr erinnerte.

„Nur“ die Folgen der kompletten Zerstörung seiner Umgebung und seine eigenen Verletzungen an Seele und Körper blieben wie ein Fanal in seinem Gedächtnis, jedoch verblassten sie glücklicherweise mit der Zeit immer mehr.

Es dauerte nicht lange und Fritzchen erlernte seine neue „Adoptivmuttersprache“ wie eine eigene, ohne jedoch das Deutsche je zu vergessen. Dieses war ihm als einziges geblieben, alles andere, was vor seiner Verschüttung geschehen war, war im tiefen Dunkeln seiner Seele verschwunden und verborgen.

Fritzchen nannte sich nun Francis, da der deutsche Name „Fritz“ im Englischen oft als Spitzname für „der Deutsche“ benutzt wurde, meist mit einem etwas süffisanten Lächeln, gepaart mit ein bisschen

Verachtung und Herabwürdigung, aber tatsächlich auch als Abwertung des bösen „Kraut“, den alle hassten, weil er seine hässliche Fratze in zwei Weltkriegen gezeigt hatte.

Fritzchen hatte also bereits drei Vornamen gehabt, einen, den er nicht erinnerte, weil seine Amnesie den Zugang zu früher verschüttet hatte, dann „Fritzchen“, den er als Findelkind ohne Vergangenheit von seinen Rettern erhalten hatte und nun „Francis“, den er sich endlich selbst geben durfte und „der Freie“ (oder auch der Franzose) bedeutete.

Denn frei war Fritzchen, nun Francis, jetzt tatsächlich.

Zunächst einmal war er frei von jeglicher Schuld, denn er war erst fünf Jahre alt, als er fast gestorben war, dann aber doch noch im letzten Augenblick gerettet wurde.

Dann war er frei von Leid und Einsamkeit geworden, indem ganz liebe Menschen ihn wie einen eigenen Sohn aufnahmen und ihm ein neues Leben und neue Chancen schenkten.

Wer bin ich wirklich?





Abb. 05

## **Heimsuchung.**

Francis hatte das College abgeschlossen und danach in Yale Architektur studieren können. Mit seinen dreißig Jahren war er inzwischen ein erfolgreicher Architekt geworden, der sein eigenes Büro führte und mittlerweile bedeutende Aufträge aus aller Welt erhielt.

Francis lebte immer noch im Haus seiner Eltern und entsprechend hatte er sich seine kindliche Art, sich an Dingen und Menschen zu erfreuen, beibehalten.

Da Amerikaner besonders und häufig deutsche Autos mochten, weil sie für gute deutsche Wertarbeit berühmt waren und einen entsprechenden Status versprachen, kaufte er sich auch ein deutsches Auto, jedoch war es von einer etwas alternativeren Art.

Es war ein Volkswagen Buggy, der aus einem Militärfahrzeug entwickelt worden war und sich damals in den 1970er Jahren der Popkultur zurechnen ließ. Der obere Teil des Wagens konnte komplett abgenommen werden und man erhielt ein offenes Cabriolet.

Anders als in Deutschland, waren amerikanische Architekten noch hochkarätiger bezahlt und genossen gesellschaftlich einen hohes Ansehen.

Aufgrund seines großen Erfolges, waren seine Eltern ausgesprochen stolz und letztlich profitierten sie von seinem Ruhm und Geld, indem sie sich fi-

nanziell und gesellschaftlich keine Sorgen mehr machen mussten, wie es früher oft der Fall gewesen war. Francis Vater hatte nämlich immer eine starke Neigung gehabt, über seine Verhältnisse zu leben.

So war er seit vielen Jahren kaufsüchtig, ging er z.B. in ein Radiogeschäft hinein, waren es schon einmal gleich 100 CDs auf einmal. Oder er besuchte spontan ein Uhrengeschäft und bestellte, einfach so, eine Uhr im Wert von 20.000 Dollar.

Dies hatte in den vergangenen Jahren oftmals zu großen Auseinandersetzungen im Hause Schrader geführt und mehrmals sah es, auch aus diesem Grund, nach einer Trennung zwischen den Eheleuten aus.

Nun hatte Francis das große Glück, vieles von dem zurückgeben zu können, was er von seinen Adoptiveltern erhalten hatte und so löste er die Schulden seines Vaters aus, mit seinem Versprechen, dass er sich nie wieder in eine solche Lage bringen würde. Das Schöne an dieser Hilfsaktion war, dass er es sich überhaupt leisten konnte.

Seine Mutter war ihm dafür sehr dankbar, weil sie oft sehr verzweifelt war. Francis tat alles für seine Eltern, man könnte sagen, er sah seine Hauptaufgabe darin, seinen Eltern alles zu geben, was er hatte. Er wusste, was er ihnen zu verdanken hatte und verehrte sie mit allen Fasern seiner Seele.

Die Ehe der Eltern ließ sich noch einmal einrenken und es war letztendlich hauptsächlich Francis' Verdienst.

Gleichzeitig aber wollte er seinen Eltern nicht nur mit Geld aus irgendeiner Patsche helfen, dafür war er zu stolz. Er gab ihnen all seine Liebe, die er hatte und so hatte er bis dahin noch keine längere und ernstzunehmende Beziehung mit einer Frau gehabt.

Immer arbeitete er und die wenige Zeit, die für ihn selber blieb, steckte er in die „Pflege“ seiner Familie.

Es kam eine Zeit, da musste Francis viel in der Welt herumreisen. Überall war er mit seiner Expertise in Sachen Bauprojekten stark gefragt.

Eines Tages fuhr er mit einer Projektgruppe seiner Firma nach Deutschland. Er war schon ganz aufgeregt, in sein Geburtsland zu kommen, es war nämlich das erste Mal, dass er dorthin reisen konnte.

Immer noch hatte er die Bilder der grauenhaften Zerstörung und des großen Leids der Bevölkerung im Kopf und es war ziemlich das einzige, was er überhaupt erinnerte, weil er es eben nach seiner Rettung erlebt hatte.

Auch sein eigenes Schicksal war ihm immer noch sehr präsent, wenngleich die vielen Einzelheiten immer mehr verblasst waren.

Das Ziel seiner Reise nach Deutschland war die Millionenstadt Köln, eine 2000 Jahre alte römische Stadt am Rhein, die aber trotz ihrer großen Bevölkerung und weltpolitischen und historischen Bedeutung ein kleines Provinznest geblieben war. Diese seltsame Mischung machte aber den Charme dieser römischen Stadtgründung aus.

Schon immer war Köln ein großes internationales Zentrum von Diversität, Ethnien und Flüchtlingen aus aller Welt gewesen. Und selbst in den 1970er Jahren begann diese Stadt bereits ein Zentrum für eine große queere Community zu werden, als in anderen deutschen (und europäischen) Gegenden noch diesbezüglich finstere Mittelalter herrschte.

Bereits bei den alten Römern, die diese Stadt als Militärlager vor 2000 Jahren gegründet hatten, war diese Metropole ein Schmelztiegel von und für Kulturen und Menschen aus aller Welt gewesen, die aus allen Ecken des großen römischen Weltreiches nach Köln kamen und sich dort auch für immer ansiedelten. Zwei römische Kaiser, Trajan und Hadrian, hatten hier jeweils Zeit ihres Lebens residiert und am Ufer des großen europäischen Stromes Rhein wurde, mitten in der Stadt, ein Kaiserpalast errichtet, der vom Schiffsreisenden bereits von Weitem zu sehen war und dem Besucher Macht und Wohlstand verhieß.

Francis kam vom Flughafen Frankfurt mit dem Zug nach Köln herein. Das erste, was den heute Zugreisenden beeindruckte, war der Kölner Dom. Wenn

man also vom „germanischen“, rechtsrheinischen Ufer auf die „römische“ Seite, jenseits des Limes, über die weltberühmte Hohenzollern-Eisenbahnbrücke wechselt, stechen besonders die zwei großen und hohen Türme der viertgrößten Kathedrale der Welt ins Auge, die den Blick in den Bann ziehen.



Abb. 06

Jeder, der diesen Dom erblickt, erstarrt in großer Überraschung, die sich alsbald mit Erfurcht und großem Staunen paart. Eine solch imposante Kathedrale gibt es nicht überall und das ganz Besondere an ihr ist, dass sie den grausamen Bombenhagel und die Brandbomben des Zweiten Weltkriegs einigermaßen und mit einigen Blessuren, aber in Gänze, überstanden hatte.

Sicher, es gab große Beschädigungen und eine war derart bedrohlich am linken Eckpfeiler gewesen, dass die Kirche zusammenzubrechen drohte.

Aber die Kölner arbeiteten Tag und Nacht in einer großen und berühmten Freiwilligenaktion und flickten die große Lücke mit unverkleideten Ziegelsteinen aus den Trümmern der Stadt.

Dieses Pflaster auf der Wunde dieser einmaligen Weltkulturerbekirche (die Kölner nannten es die Plombe, in Anspielung auf ihre Verursacherin, die „Bombe“) blieb bis in die 2000er Jahre bestehen.

Erst im Jahre 2005 wurde die Restaurierung des ursprünglichen Fassadenteils vollendet. Die Plombe hatte ausgedient und viele Kölner vermissen sie sogar. Bis heute kommen tausende Besucher, um sich ihrer zu erinnern.

Francis sah zuerst die Türme des Doms auftauchen. Erst allmählich konnte er aus dem Zugfenster, nach links herausschauend und sich nach rechts drehend, den oberen Teil der Kathedrale erfassen.



Abb. 07

Was er sah, verschlug ihm den Atem. „**Die Spitzen, die Spitzen!!!**“, schrie er laut auf.

Francis hatte seine Heimat wiedergefunden, er hatte sie nicht gesucht, wie hätte er sie auch finden sollen. Eine Einrichtung wie ein moderner Satellitensuchdienst oder sonstige Möglichkeiten des Nachschlagens in einem Internet gab es noch lange nicht.

Niemals hätte er nur mit der Erinnerung „Die Spitzen“ seine wahre Heimat finden können. Da waren keine weiteren Anhaltspunkte gewesen. Sein kindliches Bild von den Dingen war rudimentär auf bestimmte prägnante Teilbereiche abgestimmt und niemand konnte das Rätsel auflösen, am wenigsten er selbst.

Nun plötzlich änderte sich das und das emotionale Bruchstück seiner Kindheit löste sich durch plötzlich aufploppende Gefühle auf.

Francis wurde es schwindelig. Er stieg am Fuße des Doms am Kölner Hauptbahnhof aus und seine Mitarbeiter schauten ihn entsetzt an. Francis war kreidebleich und begann zu taumeln. Zwei Kolleginnen stützten ihn und holten einen Bahnhofsaufseher herbei, der sofort einen Notarzt bestellte.

Francis war zusammengebrochen und nur er ahnte, warum. Francis hatte plötzlich begriffen, dass diese Türme, die er als Kind immer gesehen hatte, weil sie in seiner unmittelbaren Nachbarschaft standen,

die „**Spitzen**“ waren, die er immer wieder in seinem Kopf nach ihm rufen hörte.

Jahrelang hatte er sich quälend gefragt, was diese Erinnerung und Worte bedeuten könnten.

Da war jedoch nie eine Antwort in seinem Gedächtnis aufgetaucht. Seine Amnesie hatte alles blockiert und als kindliches Symbol in Form eines Wortes abgespeichert.

Francis war nun wieder zu Hause. Die Wucht dieser Erkenntnis zwang ihn in ein tiefes Koma, das tagelang andauerte. Sein Gehirn hatte einen Kollaps erzeugt, um ihn zu schützen.

Es hatte intuitiv in dem Moment abgeschaltet, als ihm (dem Gehirn) bewusst wurde, dass diese Entdeckung den Schutzschirm aufbrechen würde, den es, das Gehirn, für Fritzchen aufgebaut hatte, um ihn 1945 vor einem seelischen Zusammenbruch zu schützen.

Nun war genau das Gegenteil geschehen bzw. genau das eingetreten, was das Gehirn verhindern wollte. Der Schutzschirm war zerplatzt und die Folgen waren zunächst erschreckend.

Erst nach einigen Tagen erwachte Francis langsam in einer Welt, die einmal seine Heimat gewesen war: Er war heim gekommen, nach Köln am Rhein.

Mit Hilfe seiner Ärzte war er nun in der Lage, erste Dinge zu erzählen, die sich, wie durch ein Wunder (in diesem Fall war es ein Schock), eins nach dem anderen, stetig immer mehr in sein Gedächtnis zurückschlichen.



Abb. 08

## Die Spitzen.

Die Spitzen waren in Wirklichkeit also Türme, sozusagen Abschlüsse nach oben, dem Himmel.

Als Kind standen für Fritzchen die spitz zulaufenden Kirchtürme im Vordergrund seiner kindlichen Wahrnehmung, während wir als Erwachsene diese optische Anmutung sofort in den adäquaten Ausdruck transferieren, obwohl wir natürlich gestalterisch ebenso zunächst Spitzen sehen.

Deshalb hätte Fritzchen unter normalen Umständen niemals diese Türme identifizieren können, denn mit dem einfachen Wort „**Spitzen**“ konnte niemand etwas anfangen.

Der Zufall hatte ihm die Lösung seines Lebensrätsels vor die Füße geworfen, so dass er im wahrsten Wortsinne auf diese Füße fiel. Heute würde man sagen, er war total geflasht.

Es war jedoch mehr als nur Flashing, die Wucht dieser Erfahrung hatte ihn so stark aus der Bahn geworfen, dass er mehrere Wochen in einer psychiatrischen Einrichtung ausharren musste.

Inzwischen waren seine Eltern über die amerikanische Botschaft informiert worden und seine Mutter hatte sich sofort auf den Weg gemacht, um ihrem Sohn beizustehen.

Als sie im Krankenhaus eintraf, ihren Sohn sah und von den Mitarbeiter:innen über seine Lage informiert worden war, war sie kurz davor, selbst zusammenzubrechen.

Fritzchen war stark abgemagert und sah aus, wie ein Häufchen Elend. Maria schwieg noch mehrere Tage, damit sich ihr Sohn etwas erholen konnte.

Erst drei Wochen nach seinem Zusammenbruch fing Fritzchen von selbst an zu sprechen. Er erzählte erste Erinnerungsfetzen und während er sprach, kamen immer weitere Erinnerungen in ihm hoch.

Die Ärzte hatten zur Vorsicht gemahnt, jedoch gleichzeitig erklärt, dass das Erzählen eines Traumas von dieser Tragweite auch zur Erlösung der seelischen Blockade führen kann, wenn man behutsam und langsam vorgehe.

Maria hatte Zeit und es dauerte mehrere Wochen, bis sich die meisten Einzelheiten von Fritzchens bzw. Francis' Leben wie Legobausteine zusammenfügten.

Das, was Maria zu hören bekam, raubte ihr den Atem.

## Schock überwunden





## **Berni.**

Fritzchen oder Francis hieß eigentlich Bernhard, aber alle hatten ihn immer nur Berni gerufen.

Er war 1940 in eine kleine Mittelstandsfamilie mitten in der Zeit des Zweiten Weltkrieges geboren worden. Der erste Weltkrieg war gerade einmal zweiundzwanzig Jahre vorbei und die Menschen wollten nur noch die neue Zeit und den Frieden feiern.

Margarete, seine leibliche Mutter war gerade einmal 20 Jahre alt, als sie von ihrer großen Liebe Hans ein Kind erwartete. Beide hatten früh geheiratet, nicht wegen des Kindes, sondern aus großer Liebe, obwohl ihre Eltern von einer so frühen Heirat abgeraten hatten.

Hans war auch erst zwei Jahre älter, als Margarete, wurde also direkt nach Ende des Ersten Weltkrieges, 1918, geboren.

Hans war Architekt (wie später sein leiblicher Sohn) und Margarete hatte eine Stenotypistinnenanstellung bei einer großen deutschen Waschmaschinenfabrik.

Es ging ihnen also gut, bis dass dieser erneute, noch schlimmere Krieg 1939 begann. Alles lief zwar zunächst seinen normalen Gang weiter, bis der Krieg auch zu ihnen in ihre Stadt kam.

Furchtbare Bombenangriffe und Brandbomben der Engländer zwangen sie immer öfter in den Keller ihres Hauses.

Keine Nacht konnten sie mehr durchgehend in ihrem Bett schlafen und Margarete hatte argen Stress, mit ihrem Säugling ständig in Habachtstellung auf den nächsten Alarm zu warten, um dann wieder in den feuchten und schummrigen Keller fliehen zu müssen. Die Eheleute schliefen deshalb in ihrer Wohnung nur noch in Anziehsachen.

Berni schrie am laufenden Band, weil er übernachtigt und hungrig war, aber der Modergeruch und die Kälte machten ihm als Säugling auch besonders zu schaffen.

Eines Tages, nach sechs Jahren Krieg, entschied das junge Paar, die Stadt endlich zu verlassen und zu fliehen. Eine Mitarbeiterin aus Margaretes Firma hatte ihr empfohlen, nach Bayern zu evakuieren, da dort bis dato noch wenig bombardiert wurde. Überdies hatte sie dort Verwandte, die den Dreien mit Sicherheit bei der Suche nach einer Unterkunft helfen konnten.

Margarete und Hans nahmen ihre sieben Sachen zusammen und fuhren im März 1945 mit ihrem Sohn zusammen mit dem Zug nach Schweinfurt. Die Verwandten waren sehr hilfsbereite Leute, die eine große Altbauwohnung mitten in der Stadt hatten und ihnen eröffneten, dass sie nicht weiter su-

chen müssten, es gäbe in ihrer Wohnung Platz genug für eine junge dreiköpfige Familie.

Das Haus war ein altes Gründerzeitshaus und hatte fünf Stockwerke. Die Familie, die ihnen Unterschlupf anbot, wohnte im ersten Stock.

Berni war inzwischen fünf Jahre alt geworden und hatte in seinem jungen Leben nur Bedrohungen, Angst und ein ständiges, nächtliches Hin- und Her kennengelernt.

Nun geschah das völlig Unerwartete: In den Nächten vom 7. bis 9. April 1945, also kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges, wurde Schweinfurt mit seinen 50 Tausend Einwohnern ebenfalls Ziel amerikanischer Bomben und heftigen Artilleriebeschusses.

In der Nacht vom 8. April traf eine große Bombe, die aus großer Höhe abgeworfen worden war, das Haus der Evakuierten. Es brach in einer großen Explosion völlig zusammen, kein Stein stand mehr auf dem anderen.

Bereits auf dem Weg in den Keller, war Berni jedoch noch im Türrahmen der Wohnung, während seine Eltern schon auf dem Treppenhausweg in den Keller waren. Es war eine Sache von Sekunden, warum sie von ihrem Sohn getrennt wurden.

Berni war quasi im Begriff, ihnen in den Keller zu folgen, aber hatte es nicht rechtzeitig geschafft.

Folglich stürzte Berni mit dem Haus zusammen in die Tiefe.

Berni hatte großes Glück gehabt. Durch einen Zufall hatte sich eine Art Blase gebildet, in der Berni überleben konnte. Die Wandelemente des Hauses hatten sich so ineinander verkeilt, dass Berni von einem direkten Treffer einer dieser großen Wandteile verschont geblieben war.

Berni war dort also gar nicht zu Hause gewesen, wo er gerettet wurde. Deshalb hätte niemand in Schweinfurt Worte wie „*die Spitzen*“ jemals verstehen können. Türme, wie die eines Domes, gab es hier nicht. So hatte auch niemand aus dem Umfeld des Auffindungsortes etwas über Berni und seine Familie wissen können.

Dies alles hatte dazu geführt, dass Berni den Weg gehen musste, den er letztlich gegangen war. Er wurde als Vollwaise zur Adoption nach Amerika freigegeben. Ob dies eine Chance oder ein Fluch für ihn war, kann nur Berni für sich selbst entscheiden. Jedoch noch war er hierzu nicht in der Lage.

~

Das erste, was Berni nach seiner Genesung wollte, war es, herauszufinden, was mit seinen leiblichen Eltern tatsächlich geschehen war. Waren Sie unter den Trümmern ihres Hauses begraben worden oder im Kellergeschoss verbrannt? Oder hatten Sie den Weg nach draußen geschafft?

Langsam waren seine Erinnerungen an all diesen Wahnsinn Stück für Stück zurückgekommen. Verückterweise und fast zynisch, hatte der Schock der „Spitzen“ wie eine Bombe auf ihn eingewirkt. Die jahrzehntelange seelische Blockade war mit aller Wucht aufgebrochen und hatte seine Erinnerungen, peu à peu und zunächst unfreiwillig, zurückgebracht.

Da er von seinen Eltern keine Geburtsdaten wusste, konnte er nur unbestimmte Angaben eines sich nach 25 Jahren plötzlich wieder erinnernden „Fünfjährigen“ machen. Der erste Ansatzpunkt war es, die Adresse herauszufinden, wo er mit seinen Eltern gewohnt hatte, um vielleicht dort einen ersten Hinweis zu erlangen.

Berni hatte nicht umsonst die Domtürme als Spitzen erinnert. Er hatte ganz in deren Sichtachse gelebt, denn sie waren omnipräsent für ihn sichtbar gewesen. Es gab also einen gewissen Radius um den Dom herum, der bei der Suche in Frage kam.

Berni erinnerte sich inzwischen an die Namen seiner Eltern. Sie hießen Margarete und Hans Kohlgrüber, denn Berni wusste wieder, dass seine Mutter viel Kohl gekocht hatte, der während der schweren Kriegszeit billig und gut zu erwerben gewesen war. Und mit Hilfe dieser gedanklichen Brücke hatte er sich bereits als Kind seinen Familiennamen gut, und in sehr jungen Jahren, einprägen können.

Seine Eltern hatten ihm sehr früh beigebracht, wo er wohnt und wie er heißt, damit er sich im Notfall „ausweisen“ konnte.

Das Kölner Telefonbuch, in dem damals fast jeder, der ein Telefon hatte, mit Adresse aufgelistet war, wies eine Reihe Teilnehmer mit diesem Nachnamen auf.

Seine Adoptivmutter Maria, die noch gut Deutsch sprach, übernahm die telefonische Recherche und plante, alle Kohlgrübers in Köln anzurufen.

Der Arzt der Station, auf der Berni lag, hatte ihr ein Telefon in einem Besprechungsraum der Klinik angeboten, wo Maria in Ruhe telefonieren konnte.

Berni sollte während dieser Telefonrecherche in seinem Krankenzimmer verbleiben, eine Teilnahme an dieser ungewöhnlichen Aktion hätte ihn zu sehr aufwühlen können. Die Anspannung, durch die Tatsache selbst, war bereits groß genug.

Maria wusste nur ungefähr das Alter von Bernis Eltern. Das einzige, das hilfreich war, dass sie beide Vornamen wusste und von daher eine Identifikation einfacher sein würde, denn wo es eine Margarete und einen Hans gab, wäre sie sichtbar erfolgreich gewesen.

Berni konnte sich nicht mehr genau an den Straßennamen erinnern, hatte aber einen akustischen

Erinnerungsschatten in Form eines Klangbildes im Kopf: „*Kommidistraße*“ sagte er immer wieder. Maria vermutete, dass Berni ein englisches Wort, das Comedy für Komödie lautete, in seine Erinnerung hineinproduziert haben könnte. Denn das Wort klang zu englisch, um ein deutscher Straßename sein zu können.



Abb. 09

Trotzdem schaute sie, bevor sie die Anrufaktion startete, erst noch einmal in einer öffentlichen Bibliothek nach einem Buch über Kölner Straßennamen nach und fand einen Namen „Komödienstraße“.

Als sie Berni dieses Rechercheergebnis präsentierte, rief er laut *„Ja, das ist sie! Komödienstraße!“*

Diese Straße lag direkt am Dom und schaute man in Richtung des Flusses, hatte man ihn mit seinen beiden Spitzen direkt vor Augen.

Das Problem war, seine Eltern, sollten sie wider Erwarten noch leben, wären wahrscheinlich längst aus der Stadt hinausgezogen und hätten mit Sicherheit inzwischen eine andere Adresse.

An einem sonnigen Frühlingstag im Mai 1970 begab sich Marie in das Einwohnermeldeamt in Kölns Innenstadt und machte eine offizielle Suchanfrage, um sicher zu gehen, dass sie von dieser Seite evtl. noch vorhandene Informationen zur Verfügung hatte. Es könnte durchaus sein, dass die Eltern etwa kein Telefon hatten oder nicht im Telefonbuch eingetragen waren. Berni hatte ihr eine Vollmacht unterschrieben und ihr seinen US-amerikanischen Pass und seine Adoptionsurkunde mitgegeben, die er für seine Reise nach Deutschland in weiser Voraussicht, jedoch ohne konkreten und bewussten Grund, mitgenommen hatte.

Da Marias Angaben sehr spärlich waren, dauerte die Suche zu lange, um darauf warten zu können.

Die Sachbearbeiterin versprach, nachdem Maria ihr die Geschichte hinter ihrer Anfrage geschildert hatte, sich sobald wie möglich telefonisch bei ihr im Krankenhaus zu melden. Bereits zwei Tage später erhielt Maria ihren Anruf.

Die Sachbearbeiterin, eine Frau Schneider, hatte gute Nachrichten. *„Wir haben die Anschrift der Eltern ihres Adoptivsohns gefunden! Sie wohnen etwas außerhalb in einem rechtsrheinischen Vorort. Kommen Sie bitte noch einmal vorbei, damit wir alle Formalitäten einer Adressherausgabe erledigen können.“*

Berni war aufgeregter, als es gut für ihn war. Aber er spürte ein großes Glück, das ihm erneut vom Schicksal geschenkt werden würde. Berni weinte bitterlich, diesmal jedoch vor unendlichem Glück.

Mutti



## **Aufbruch in die Vergangenheit.**

Berni bat Maria, nicht einfach so anzurufen, es hätte ungeahnte Folgen für seine leiblichen Eltern haben können. Ein unerwarteter Anruf könnte einen erheblichen Schock verursachen, er wusste, wovon er dabei sprach, denn auch er kannte die Auswirkungen solcher Gefühlsausbrüche nur allzu gut.

Nachdem Berni sich einigermaßen erholt hatte, beschlossen beide, die Fahrt zu dem Vorort im Grünen mit der Straßenbahn zu unternehmen. Dies bot ihnen Gelegenheit, die Annäherung für sich langsam vorzunehmen.

Der Weg in den Vorort dauerte aus der Innenstadt nur vierzig Minuten. Die Straßenbahn, die später teilweise als U-Bahn ausgebaut werden würde, fuhr in den 1970er Jahren noch oberirdisch und musste sich den dort vorherrschenden Verkehrsverhältnissen anpassen. Berni und seiner Adoptivmutter Maria war das nur allzu recht, dass es eben seine Zeit dauern würde, bis sie Gewissheit hatten.

Am Ziel der Straßenbahnlinie angekommen, mussten sie noch in einen Bus umsteigen, der nur zwei Mal am Tag fuhr und so warteten sie weitere vierzig Minuten, bis der Bus endlich ankam und ihre letzte Etappe ansteuerte.

Bernis Eltern wohnten am Stadtrand in einem kleinen Bungalow, der, zusammen mit allen Häusern darum herum, in den 1960er Jahren als Trabant-

siedlung vom ersten Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland, Konrad Adenauer, eingeweiht worden war.

Das Konzept einer Mischbebauung mit Hochhäusern, nur am Rande der Siedlung, galt damals als besonders fortschrittlich und so war das Wohnen inmitten dieses Gebietes sehr bürgerlich, ruhig und angenehm und hatte nichts von den Problemen in Marzahn oder dem Märkischen Viertel in Berlin.

Als sich Maria und Berni dem Haus näherten, das ihnen die Straßenkarte als das richtige Gebäude auswies, schlugen ihrer beider Herzen wie verrückt. Berni musste sich auf einen Begrenzungsstein am Wegesrand setzen, um sich zu entspannen. Seine Mutter Maria umarmte ihn und sagte ihm zum ersten Mal seit langer Zeit:

*„Berni, du weißt, ich liebe dich über alles. Du wirst immer mein Sohn bleiben. Ich sehe das so: Nun hast du, der du in deinem Leben bereits so viel mitmachen musstest, gleich zwei Mütter. Das ist die Entschädigung für das alles, was du in deinen jungen Jahren erlebt hast.“*

Berni antwortete unter Tränen: *„Mama, du wirst immer meine Mama bleiben, ich liebe dich auch über alles und danke dir, was du und Papa für mich getan habt.“*

*Das heutige Treffen wird daran niemals etwas ändern und ich schwöre dir feierlich, dass alles so*

*bleibt, wie es ist. Gib mir etwas Zeit in Deutschland, ich werde in jedem Fall zurückkommen!“*

Maria verstand ihren Sohn sehr gut und sie nahmen sich beide an die Hand und gingen die letzten Schritte zu dem Haus, wo Bernis andere, leiblichen Eltern wohnten.



Abb. 10

# Aufbruch



## **Der erste Kontakt.**

Maria und ihr Sohn Berni klingelten an der Bungalowtür. Beide waren derart nervös, dass sie stark zitterten. Berni hatte das Gefühl, er müsse sich übergeben. Das war ihm bereits einmal als Kind passiert. Es war einer der vielen kleinen Begebenheiten, an die er sich wieder erinnern konnte.

Sein Vater hatte ihn einmal mit zu einem Kunden genommen und als dieser die Haustüre öffnete, hatte Berni mit aller Wucht in den Flur und auf dessen Hemd gekotzt.

Es war merkwürdig, welche Situationen ihm plötzlich in den Sinn kamen. Sie waren wie Brücken in seine Vergangenheit, in diesem Fall sollte diese Brücke wohl seine große Nervosität und Unsicherheit widerspiegeln.

Tatsächlich war jemand da, man konnte hören, dass ein Bewohner an die Türe kam. Die Türe öffnete sich und es erschien eine Frau, die älter erschien, als sie nach Bernis „Berechnungen“ sein musste. Berni hatte sich erinnert, dass seine Mutter bei seiner Geburt 20 Jahre alt war. Nun könnte sie 50 Jahre alt sein.

Sie trug eine alte Küchenschürze, wie dies traditionell eigentlich nur noch ältere Frauen taten. Ihr Haar war insgesamt durchweg grau und sie hatte es zu einem Dutt am Hinterkopf zusammengebunden.

Ihr Gesicht war sehr faltig und man hätte sie für 70 Jahre halten können. Wahrscheinlich hatte sie in ihrem Leben ebenfalls schwer gelitten, wenn man daran denkt, dass sie im Krieg alles und vor allem ihren Sohn verloren hatte (zumal hatte sie das bis zu diesem Tage gedacht).

„*Sie wünschen?*“, fragte sie die beiden misstrauisch.

„*Bist du's Mutti?*“, fragte Berni scheu, „*ich bin's Berni!*“

Seine Mutter fing sofort bitterlich an zu weinen und warf sich Berni förmlich an den Hals. Beide weinten herzergreifend und Maria weinte mit.

*Wo warst du so lange?! Wir dachten, du seiest tot! Du lebst!!*“, schrie sie. Weitere Sätze brachte sie nicht hervor.

„*Wo ist Papa?*“, beeilte sich Berni zu fragen.

„*Dein Vater ist vor Jahren gestorben, er hat deinen Verlust nie verkraftet, wir dachten ja, du seiest tot! Er bekam vor Jahren Krebs und ist elendig gestorben. Das Leben war einfach zu viel für ihn. Kommt rein, wir müssen reden. Was ist dir damals passiert?!*“

Berni stellte erst einmal Maria vor und erzählte Margarete alles, was er noch wusste bzw. was ihm wieder alles eingefallen war.

Die Aussprache dauerte viele Stunden und nicht nur die beiden Frauen fielen sich mehrmals in die Arme.

Berni war überglücklich, vor allem, dass sich seine Mütter so gut verstanden und sich nicht spinnefeind waren. Es stellte sich heraus, dass Bernis Eltern damals in jener Bombennacht die Treppe hinunter gerannt waren, um schnellstmöglich den vermeintlich sicheren Keller zu erreichen.

Die Treppe zum Keller war jedoch bereits verschüttet. Die ganze Zeit hatten sie, in ihrer Panik, jeden Augenblick ums Leben zu kommen, Berni hinter sich gewöhnt. Seine Mutter Margarete hatte, während der wenigen Sekunden ihrer Flucht über die Treppe, geglaubt, ihn hinter sich zu hören.

Margarete und Hans waren dann am unteren Ende der Haustreppe nicht mehr nach links in den Keller abgebogen, sondern rannten durch bis auf die Straße und erst da hatten sie bemerkt, dass Berni nicht hinter ihnen war. Alles war in wenigen Sekunden geschehen und hatte keine Zeit zum Nachdenken gelassen.

Als Margarete, von Sinnen vor Angst, zurücklaufen wollte, um Berni zu holen, brach das ganze Haus vor ihr zusammen. Ein Hineinkommen war plötzlich völlig unmöglich.

Beide Elternteile waren zu Tode betrübt, mussten aber das Areal sofort verlassen, sonst wären sie noch vor Ort umgekommen. Sie rannten und rann-

ten und hörten erst auf, um ihr Leben zu laufen, als sie ein Erdloch fanden, dass durch eine Bombe entstanden und durch andere Trümmer zu einem „Unterstand“ geworden war, wo sie sich fürs Erste in Deckung bringen konnten.

Glücklicherweise hörte der Bombenhagel schnell wieder auf. Beide Eltern blieben jedoch noch mehrere Stunden dort verborgen liegen.

Als sie endlich zu ihrem Haus zurückgingen, war davon fast nichts mehr übrig. Inzwischen war das Rote Kreuz vor Ort. Sie wurden in ein Erste-Hilfe-Fahrzeug verladen und in ein weiter entferntes Lazarett-Krankenhaus gebracht.

Dort erfuhren sie wenige Tage später, dass ansonsten niemand in ihrem Haus überlebt haben würde.

Berni stellte die Frage mehrmals, wie es sein konnte, dass niemand erfuhr, dass sie ihn doch noch gerettet hatten?! Niemand der Drei konnte sich das erklären. Es war einer dieser vielen Fälle im Krieg, wo Familien durch einen dummen Zufall oder durch die Wirren eines Angriffs auseinandergerissen worden waren.

Das Rote Kreuz konnte viele Getrennte wieder zusammenführen, aber dadurch, dass Berni sehr schnell weggebracht und schließlich nach Amerika verschifft worden war, war dies offenbar nicht möglich gewesen. Einer der Gründe war die Kommuni-

kation, die durch die Wirren und technischen Ausfälle der Infrastruktur gestört und behindert war.

Jedenfalls erhielten die Eltern nach wenigen Tagen die Nachricht, dass ihr Sohn, als vermisst bzw. bei einem Bombenangriff als getötet, registriert worden wäre, wie so viele in diesen letzten Kriegstagen.

Alle Drei waren erschüttert ob dieser Umstände, die für sie alle das Gleiche bedeuteten, ihr Leben hatte sich grundlegend, von einem Augenblick zum anderen, völlig verändert. Jede und jeder der Drei hatte etwas völlig anderes aus ihrem/ seinem Leben machen müssen, als es sonst geschehen wäre.

Die am meisten Betroffenen, ohne Aussicht auf Besserung, waren Bernis leibliche Eltern gewesen. Der Vater war letztlich an gebrochenen Herzen gestorben, Margarete war mit 50 Jahren viel zu weit vorgealtert und hatte ihr ganzes Leben lang, nach diesem Unglück, nie wieder Glück erfahren.

Nun, da sie 50 Jahre alt war, erfüllte sich das, was sie sich insgeheim immer erhofft und vielleicht auch erahnt hatte, die Rückkehr ihres verlorenen Sohnes.

Ihre kleine Wiedersehensfeier ging noch zwei Tage nonstop weiter. Maria und Bernie schliefen in Margaretes Haus und sie alle redeten und redeten und die gemeinsamen Glücksmomente wollten kein Ende nehmen.

Maria und ihr Sohn Bernie blieben beide noch zwei Wochen in Köln, um sich dann mit Margarete zusammen auf den Weg in die USA nach Hause zu machen.

Margarete wollte alles aus Bernis Leben kennenlernen und nahm sich vor, ihn nie wieder alleine zurückzulassen.

*„Der Name Fritzchen hätte mir auch gefallen!“,* sagte sie leise lächelnd, als sie das Flugzeug nach Philadelphia bestiegen.

Es war der glücklichste Tag in ihrem Leben, als sie zusammen „nach Hause“ flogen.

Berni wusste nun, wer er war und woher er kam, er hatte jetzt zwei Mütter und zwei Zuhauses. Was für ein echter Gewinn!

## Leiblicher Vati





## **Wiedervereinigung.**

Als die neue Patchworkfamilie ein paar Tage später in den USA ankamen, hatte sie noch die Aufgabe vor sich, Bernis Vater über alles Erlebte zu informieren.

Maria hatte ihn zwar kurz einmal angerufen, ohne aber weitere Details zu nennen. 1970 kostete ein Überseetelefonat noch mindestens 30 Dollar für ganze drei Minuten und brach man weitere drei Minuten Redezeit auch nur an, kosteten diese weitere 30 Dollar, ob man sie voll ausnutzte oder nicht.

John wusste noch nichts von Bernis Entdeckung, nur, dass er in Deutschland einen Nervenzusammenbruch erlitten hatte. John führte das darauf zurück, dass er dachte, Berni (für ihn war es noch Francis) habe sich mit seinem anstrengenden Beruf völlig überarbeitet, eine Tätigkeit, die ihn inzwischen immer wieder in die ganze Welt führte.

Insgeheim war in ihm ein leiser Verdacht aufgekeimt, es war eine intuitive Vermutung, die immer wieder vor seinem geistigen Auge auftauchte. Was also sollte sein Sohn in Deutschland, wo er herkam, nun erlebt haben? Er konnte sich doch an nichts mehr von damals erinnern?!

John hatte oft gedacht, besser gehofft, dass diese Amnesie für Berni immer so bleiben würde, denn irgendwelche Erinnerungen aus dieser schwierigen Zeit hätten für ihn nichts Gutes zu bieten gehabt, im

Gegenteil. So hatte sich John immer Sorgen darüber gemacht, was geschehen würde, wenn Bernis Vergangenheit einmal wieder hervorbrechen würde.

Da inzwischen 25 Jahre, ohne für ihn erkennbare Zwischenfälle, vergangen waren, hatte er diese Sorgen bereits länger ad acta gelegt und irgendwie auch verdrängt. Nun keimte in ihm doch wieder eine Art von Vorahnung auf, er versuchte aber, sie von sich wegzuschieben.

Maria, Margarete und Berni hatten sich am Flughafen in Philadelphia einen Leihwagen genommen, denn sie hatten mindestens zwei Stunden Fahrt vor sich und die öffentlichen Verkehrsmittel waren schlecht organisiert bzw. umständlich zu benutzen.

Eine Fahrt mit der Eisenbahn hätte mehrere Umsteigestopps erfordert und die Fahrt weiter in die Länge gezogen. In Amerika fuhr man hauptsächlich Auto und wer keins hatte, war sozusagen arm dran.

Das Dreiergespann erreichte Bernis Zuhause gegen 19 Uhr am Abend. Es war ein schöner Sommerabend und John hatte Essen vorbereitet, obwohl er ihre genaue Ankunftszeit nicht genau wusste. Es war eher ein typisch amerikanisches Barbecue mit Burgern und Spare Ribs, die man schnell zubereiten konnte.

Das Wiedersehen mit seinem Sohn und seiner Frau war überaus heftig und stürmisch. Die Drei herzten und küssten sich und Margarete war über diese

Herzlichkeit sehr erfreut, obwohl sie zunächst noch außen vor blieb.

Maria hatte Margarete ihrem Mann John als eine „alte“ Verwandte von Berni vorgestellt, um nicht direkt mit der Türe ins Haus fallen zu müssen.

Erst nachdem sie zu Ende gegessen hatten, begann Maria John die ganze Geschichte mit Berni zu erzählen. John wurde ganz ruhig und hörte angestrengt, aber heftig zitternd zu.

Als Maria ihren Bericht, unterstützt von Ergänzungen ihres Sohnes, beendet hatte, fing John bitterlich an zu weinen.

Berni wurde es ganz mulmig ums Herz, er hatte seinen Vater schon oft traurig oder manchmal auch depressiv erlebt, da er ja doch einige Probleme mit sich selbst gehabt hatte. Aber dass er jemals derart herzergreifend geweint hätte, konnte Berni nicht erinnern.

Berni ergriff das Wort: *„Vater, du brauchst dich nicht zu ängstigen, ich werde nicht fortgehen, ich bleibe weiterhin bei euch. Vielleicht ist es Margarete, die hier bei uns in der Nähe bleiben wird.“*

*„Alles bleibt so, wie es ist, ich liebe euch über alles und gleichzeitig liebe ich Margarete, meine aus heutiger Sicht zweite Mutter. Ich hoffe, dass du das verstehen kannst. Ihr habt mir ein neues Leben ermöglicht und das werde ich nie vergessen.“*

John antwortete schnell, denn er hatte nicht deswegen geweint.

*„Ich weine, weil ich so entsetzlich traurig bin, was dir als kleinem Wurm alles widerfahren ist. So etwas hat niemand verdient, schon gar nicht ein fünfjähriges Kind!*

*Wie schlecht sind doch die Menschen, dass sie es mit einem Krieg so weit kommen lassen!“*

Berni war erleichtert, dass er das Verhalten seines Vaters missverstanden hatte.

*„Ich selbst war Teil dieses Wahnsinns“, fuhr der fort, „als ich als junger Mann selber im Krieg in Deutschland war. Ich habe bisher noch nie davon erzählt, weil ich niemanden, und schon gar nicht dich, damit belasten wollte.*

*Ich bin allerdings schon 1944 nach Hause zurückgekehrt, weil ich psychische Probleme mit dem Krieg gehabt hatte. Ich war damals in einem Bomber eingesetzt, der seine tödliche Fracht über Deutschland abwerfen musste.*

*Das war einer der Gründe, warum wir ein Kind aus Deutschland adoptieren wollten. Nicht, dass ich mich reinwaschen wollte, sondern weil ich deinem (und auch gleichzeitig meinem) Volk etwas zurückgeben wollte, da ich das alles mit verursacht hatte.*

*Sicher, Hitlerdeutschland hatte den Krieg angezettelt und die Schuld lag nicht bei uns, den Alliierten. Aber ich wurde schuldig, unabhängig von welchem Land aus ich Gräueltaten beging und ich musste an Kinder, wie dich, denken, die nun schon einmal gar nichts dafür konnten, dass ihre Väter sich gegenseitig abschlachteten.*

*Deshalb hatte ich viele Jahre immer wieder Probleme mit mir selbst, neigte zu überhöhtem Alkoholkonsum oder reagierte meine Schuldgefühle in Kaufattacken ab.*

*Schließlich wurde ich sogar depressiv und wollte mir das Leben nehmen.*

*Dann nahmen wir dich in unser Leben auf und ich erfuhr, was dir kleinem Knirps alles, bereits mit fünf Jahren, widerfahren war.*

*Da wachte ich auf und schämte mich für meinen Egoismus und meine Selbstsucht.*

*Letztlich warst du es, Francis, der mich gerettet hatte und dafür alleine liebte ich dich. Gleichzeitig wurde mir bewusst, welch großartige Mutter du hast, die mich nie im Stich gelassen hat und für uns alle da war.*

*Jetzt hast du mich erneut glücklich gemacht, dass du mir deine leibliche Mutter mit ins Haus gebracht hast.“*

John wandte sich nun an Margarete:

*„Ich finde es sehr mutig, dass Sie nicht gezögert haben, uns hier sofort zu besuchen. Wir sind so froh, dass unser, nein Ihr Sohn, eine solch mutige und standhafte Mutter hat. Mich macht nichts auf der Welt glücklicher, als dieses Kennenlernen heute, auch deshalb, weil Francis, ähh Berni, glücklich ist.*

*Ich muss das noch mit Maria absprechen, aber von meiner Seite biete ich Ihnen unser Zuhause als Ihres an. Sie können bei uns leben, nichts würde mich jemals glücklicher machen.“*

Maria war sehr überrascht ob der „Rede“ ihres Mannes. So hatte sie ihn schon lange nicht mehr erlebt. Sie wusste zwar von all seinen Schwierigkeiten und Beweggründen, hatte es aber noch nie so klar und bestimmt von ihm selbst gehört.

Der Vorschlag, Margarete zu ihnen aufzunehmen, kam direkt aus seinem Herzen, das wusste sie und ebenso erging es ihr.

Maria und John waren immer schon ein Herz und eine Seele gewesen. Ihr gemeinsames Leben miteinander war von Respekt und Gleichklang geprägt gewesen und sie liebte ihn für seine Menschlichkeit und tiefe Liebe für andere, die in Not waren.

Margarete war zwar momentan nicht mehr in Not, aber sie brauchte jetzt Menschen, die sie unter-

stützten, damit sie sich von all den Strapazen ihrer Geschichte erholen konnte.

Was dann daraus einmal werden würde, war Maria egal. Sie stand voll hinter dem Vorschlag ihres Mannes und äußerte dies nun auch vor versammelter „Mannschaft“.

Margarete war sichtlich gerührt. Sie musste auch bitterlich weinen, nicht aus Gram oder Trauer, sondern aus vollstem Glücksgefühl heraus. Sie hatte immer gewusst, dass ihr Berni nur Gutes anzog, denn bereits als Fünfjähriger hatte er zuerst an andere und dann erst zuletzt an sich gedacht.

Einmal hatte ein Nachbarsjunge, den Berni nur flüchtig vom Spielen kannte, seinen Hasen durch eine Krankheit verloren. Er war so traurig, dass er nicht wieder spielen wollte. Berni war so gerührt von seinem Schmerz, dass er mit einer alten Büchse durch die Nachbarschaft streifte und jeden ansprach, dem er begegnete. Er klingelte überall und fragte die Bewohner der Nachbarhäuser, ob sie ein paar Mark für diesen armen Jungen erübrigen könnten, damit er sich einen neuen Hasen kaufen konnte.

Berni hatte sein Ziel erreicht und eine erkleckliche Summe zusammengetragen. Danach ging er zu seinem Freund (der er nun für viele Jahre wurde) und nahm ihn mit in ein Zoogeschäft. Dort kaufte er seinem neuen Freund einen neuen Hasen.

Dieser Junge, der Hans hieß, und später bei einem Autounfall ums Leben kommen sollte, war so gerührt, dass er an Berni hochsprang und ihn kräftig auf seinen Mund küsste. Obwohl Berni recht schockiert war, dass ihn ein Junge geküsst hatte, erwiderte er seine Zuneigung durch einen ebenso heftigen Gegenkuss.

Margarete erzählte diese Geschichte und alle mussten weinen, weil sie so gerührt und gleichzeitig glücklich waren, was sie für einen herzlichen Sohn hatten.

Berni schaute ein wenig verschämt aus der Wäsche, freute sich aber über seine eigene Geschichte, die eine von denen war, die er tatsächlich nicht mehr selbst erinnerte.

Die Wiedervereinigung von Bernis Familie war total geglückt und hatte alle Beteiligten zu glücklichen Menschen gemacht.

Bevor sie alle zu Bett gingen, wollte Berni noch etwas sagen:

*„Mama, Mutti und Papa, ich möchte euch etwas verkünden. Ab sofort möchte ich nur noch Fritzchen heißen. Im April 1945 wurde ich wiedergeboren, ich hatte eine zweite Chance bekommen und meine Amnesie wollte mir sagen, ich solle völlig neu anfangen und alles von vorher vergessen.“*

*Das kann ich aber nicht und ich habe euch, meine Eltern, aus der Zeit davor, wiedergefunden und festgestellt, dass ich euch auch liebe (auch, wenn Papa schon tot ist) wie am ersten Tag, als du Mutti, mich auf diese verrückte Welt gebracht hast.*

*Trotzdem hatte an diesem Tag auch mein neues Leben begonnen und ich lernte meine „zweite“ Familie kennen und liebe sie, wie die erste. In dieser neuen Welt Amerika nahm ich einen neuen Namen an, der schön ist, aber mir nicht wirklich entspricht.*

*Deshalb möchte ich den Mittelweg gehen und den Namen annehmen, den mir meine Retter 1945 gegeben hatten. Er entspricht meiner eigenen Mitte und ist ein Symbol dafür, dass ich trotz aller Widrigkeiten und allen Schmerzes ein Kraut, ein Fritz bin. Ich bin und bleibe vom Herzen ein Deutscher und vor allem und noch viel mehr ein **Kölner**.*

*Diese Spitzen, an die ich mich als einziges erinnerte, weil ich alles andere vergessen hatte, sind das Symbol für diese meine Identität.*

*Ich war der glücklichste Mensch auf Erden, als ich neben der Tatsache, dass ich euch alle wiedergefunden oder wiedervereinigt hatte, feststellte, dass dieser tolle Dom, dessen Spitzen ich als Kind schon liebte, das Symbol meiner Heimat sind und mir gezeigt haben, dass ich dort, wo die Türme stehen, zu Hause bin.*



Abb. 11

*Außerdem macht es mich über die Maßen glücklich, dass diese Kathedrale die totale Zerstörung meiner Heimatstadt Köln überstanden hat und noch heute dort steht, wo sie immer stand.*

*Die Welt war gefallen, unser Dom jedoch nicht.*

*Deshalb werde auch ich sinnbildlich nicht fallen und habe beschlossen, nach Köln zurückzugehen.*

*Ich möchte nie wieder von dort fort. Es geschah einmal, dass ich unfreiwillig, wenn auch aus gutem Grund, aus meiner Heimat fortgeschickt wurde. Ich kam in ein göttliches Paradies, ihr, meine Eltern wart das Beste, was ich je erlebt habe.*

*Aber ich bin dort nicht wirklich so zuhause, wie in Köln.“*

Er wandte sich an seine Adoptivmutter und lächelte sie verstohlen an: *„Mama, sei mir nicht böse, ich meine nicht euch, sondern das Land und die Stadt dort!“*

Maria drückte liebevoll seinen Arm und signalisierte ihm, dass sie verstanden hatte.

*„Deshalb mache ich euch folgenden Vorschlag:*

*Ich kaufe uns allen ein geräumiges, neues Haus und wir alle ziehen in unser aller Heimat zurück. Auch ihr als Juden,“* sagte er zu Maria und John, *„seid in Deutschland nun wieder sicher und sollte es Anzeichen geben, dass das wieder anders wird, müssen wir gemeinsam gucken. Ihr werdet mein Glück perfekt machen, wenn ihr mir folgen würdet.*

*„Hier stehe ich und kann nicht anders’, sagte schon Luther und zog sein Ding durch, indem er die ganze Welt veränderte.*

*Lasst uns in unserer Heimat etwas Neues aufbauen. Wir Vier sind dafür prädestiniert. Bitte folgt mir, ihr werdet es nicht bereuen!“*

Seine Eltern und seine Mutter weinten nach dem, was Fritzchen gesagt hatte. Sie wussten, dass er Recht hatte.

Alle vier kehrten 1972 nach Deutschland zurück.

Es sollte sich zeigen, dass Deutschland es schaffen würde. Es wurde ein Land des Friedens, des Respekts und schaffte 1990 seine eigene Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit, ohne, dass ein einziger Schuss gefallen war.

Alle Vier haben ihren Schritt nie bereut.

Blick in eine neue Zukunft





# Intermezzo



Quelle: Zitieren von Quellen im Internet. URL: [www.schweinfurtfuehrer.de/geschichte/1926-1945/die-letzten-kriegstage-des-2-wk-in-schweinfurt/](http://www.schweinfurtfuehrer.de/geschichte/1926-1945/die-letzten-kriegstage-des-2-wk-in-schweinfurt/). Mit freundlicher Genehmigung durch Peter Hofmann, Schweinfurt. Datum des Abrufs: 12.05.2022.

## Die letzten Kriegstage in Schweinfurt.

[Bild und Untertext ausgelassen]

*Am 11. April 1945 wurde die Stadt Schweinfurt von amerikanischen Truppen besetzt. Die Stadt Schweinfurt war nach vielen Bombardements zu diesem Zeitpunkt bereits ein großer Trümmerhaufen. Zu einer ernsthaften Gegenwehr war die Stadt nicht mehr in der Lage.*

[Abb. 01, Bildeinfügung durch den Verfasser, mit freundlicher Genehmigung durch Peter Hofmann, Bildname: Hohe Brückengasse:]



*Hier werden die letzten Tage vor der Einnahme kurz skizziert.*

*Die amerikanischen Heeresverbände waren Anfang April 1945 über Aschaffenburg zunächst in den Bereich nördlich von Schweinfurt über die Rhön einmarschiert. Dann hieß es jedoch: „Der Marsch nach Schweinfurt beginnt!“*

*Zuvor hatte letztmals der Bombenangriff vom 09. Oktober 1944 erhebliche Schäden in Schweinfurt verursacht. Die Schweinfurter Zeitung hatte dazu folgenden Kommentar abgegeben: „Wohl ein dutzendmal hat der Feind seit dem 17. August 1943 seine Bomben auf Schweinfurt geworfen. Die Stadt der Arbeit und des Fortschritts, der grünen Gärten und der anmutigen Weinberge ist zu einer Frontstadt des Krieges“*

geworden, immer gegenwärtig, den Vernichtungswillen des Feindes auf sich zu ziehen.

Auch der Luftangriff vom 09. Oktober 1944 war ein Glied in der Kette des anglo-amerikanischen Zerstörungswahnsinns. Wieder haben Hunderte von Terrorbomben, unter dem Schutz einer geschlossenen Wolkendecke und aus 6000 bis 7000 Metern Höhe angreifend, planlos ihre Bomben auf die Stadt und ihre Umgebung geworfen. Zahlreiche Wohnstätten der schaffenden Bevölkerung wurden zerstört.

Wenn dabei auch die letzte, bisher verschont gebliebene Kirche, nämlich St. Kilian, durch einen Volltreffer schwer beschädigt wurde, so rundet dies das Bild von der Terror-Absicht des Feindes ab. Leider hat der Angriff auch wieder einige Opfer unter der Bevölkerung gefordert. Wenn sich die Zahl der Toten in engen Grenzen hält, so empfinden wir doch den tiefen Schmerz, der alle jene ergriffen hat, die ihr Liebstes unter den Trümmern des Bombenhagels begraben haben.' Soweit das damalige Parteiorgan der NSDAP in Schweinfurt, das jedoch trotz der unkritischen Haltung gegenüber einer eigenen fatalen und größtenwahnsinnigen Politik, die diese Leiden letztendlich verursacht hat, einen Einblick in die damalige Situation gibt.

[Bild und Untertext ausgelassen]

[Bild und Untertext ausgelassen]

Durch Goebbels Ausruf des letzten Wahnsinns, des ‚totalen Kriegs‘, hatten auch alle Jungen und die verbliebenen Männer in Schweinfurt an Abenden und des Sonntags zu Übungen aufzumarschieren. Statt Gottesdienst in der Kirche rief die NSDAP den ‚Gottesdienst der Tat‘ aus und versuchte noch in den letzten Kriegswochen die verbliebenen Jungen und Männer ideologisch und auf einen selbstmörderischen ‚totalen Krieg‘ auszurichten.

**Der damals 14-jährige Schweinfurter Willi Sauer hat für den Zeitraum vom 1. April bis zum 11. Mai 1945 Tagebuch geführt, das in den 80er Jahren im Schweinfurter Tagblatt veröffentlicht wurde. Es liest sich wie folgt:**

*Ostersonntag, 01. April*

Durch Mundpropaganda werden wir verständigt, dass auf Grund der Kriegslage - der Feind soll uns schon sehr nahe gekommen sein - um 17 Uhr in der stark beschädigten St. Johanniskirche die Konfirmation mit Beichte und Abendmahl stattfindet, wobei Dekan Fabri und Pfarrer Schorr ihre Konfirmanden zusammenlegen. Während Dekan Fabri die Hostien austeilt und Pfarrer Schorn mit dem Kelch folgt, hören wir Fliegergebrumm und Flakfeuer. Nachdem der Feind jetzt die völlige Luftherrschaft besitzt, haben wir ganztägig Voralarm, d.h. wir sind ständig in Gefahr. Unsere Konfirmation haben wir aber trotzdem heil überstanden.

*Ostermontag, 02. April*

Zu meiner Konfirmation bekomme ich viele Karten, 115 RM, drei Blumenstöcke, zwei Bücher und eine Armbanduhr, die mein 1940 gestorbener Großvater kurz nach Kriegsausbruch noch besorgt hat. Zum Mittagessen ist Frau R., eine Nachbarin, bei uns. Nachmittags werde ich von Fräulein D. im Garten fotografiert.

*Dienstag, 03. April*

*Mein Vater muss nach Eger zu den Landesschützen einrücken, nachdem ihm der Kreisleiter wegen meiner Konfirmation noch ein paar Tage Aufschub gewährt hat. Um halb sechs Uhr verlässt er uns. Wann werden wir ihn wohl wiedersehen?*

*Mittwoch, 04. April*

*Die Amerikaner stehen bei Lohr und Gemünden. Die Mainbrücken werden zur Sprengung hergerichtet.*

*Donnerstag, 05. April*

*Gerüchte durcheilen die Stadt. Der Feind soll schon bei Kitzingen und Gerolzhofen stehen. Viele Leute verlassen die Stadt.*

*Freitag, 06. April*

*Der Kreisleiter (Weidling) gibt im örtlichen Rundfunk bekannt, dass bei Feindannäherung fünf Minuten Fliegeralarm gegeben wird. Dieser 'Panzeralarm' ist aber niemals erfolgt. Außerdem solle die Jugend von 14 bis 17 Jahre fortkommen, angeblich auf vor Flieger sicheren Wegen [sic!] an vor Flieger sichere Orte. Sowa [sic!] gibt's doch schon lange nicht mehr! Ich gehe auf keinen Fall fort von hier.*

*Samstag, 07. April*

*Ich habe heute meinen 14. Geburtstag. Der Feind steht wenige Kilometer vor der Stadt. Der Flugplatz wird gesprengt. Die feindliche Artillerie beschießt den Westteil der Stadt, hauptsächlich die Gegend des Hauptbahnhofs und der Gelatine-Fabrik. Wir gehen [sic!] mit der ganzen Nachbarschaft [sic!] in den Keller der Gastwirtschaft ‚Linde‘. Auf wie lange wohl?*

*Sonntag, 08. April*

*Tiefflieger vernichten die Flak bei Deutschhof. Die Artillerie beschießt jetzt auch den Stadtbahnhof und den Ostteil der Stadt. Während einer Feuerpause verlassen wir den Keller, um die Frühlingssonne zu genießen. da gerät eine Nachbarin mit einem Nachbarn, der Parteigenosse ist, in Streit. Der Sohn der Frau ist vermisst und sie hält dem Mann vor: ‚Unsere Buben fallen und wissen nicht, wofür!‘ Da braust der PG auf: ‚Jetzt lassen wir mal die Tatsachen sprechen. Wer hat den die Arbeitslosigkeit beseitigt? Wer hat.....?‘*

*Montag, 09. April*

*Die ganze Stadt liegt unter feindlichem Artilleriebeschuss. In der Bauerngasse schlagen Granaten ein.*

*Dienstag, 10. April*

*In der letzten Zeitung lautete die Schlagzeile: ‚Kapitulation? - Nein, wir ersticken vor Haß!‘ Im Aufruf der Kreisleitung heißt es: ‚Jedes Haus eine Festung!‘ Außerdem ruft*

*der Kreisleiter die Bevölkerung auf, jeder solle sich vornehmen, einen Panzer zu knacken und zehn Feinde umzulegen. Nachdem also keinerlei Anstalten getroffen werden, die Stadt zu übergeben, führt der Feind drei schwere Bombenangriffe gegen die Stadt. In unseren Hof fällt eine Bombe, der Anbau ist zerstört, das Haus schwer beschädigt.*

*Mittwoch, 11. April*

*Nach kurzen Straßenkämpfen - am Vormittag war MG-Feuer aus Richtung Steinstraße zu hören - wird Schweinfurt von den Amerikanern eingenommen.*

*Als wir mittags den Keller verlassen, sehen wir die ersten amerikanischen Soldaten, wie sie Häuserzeile am Zeughausplatz Richtung Manggasse entlangpirschen, in jeden Hauseingang ihr Gewehr halten und und [sic!] dabei ausrufen: ‚Daitsche Soldatt!‘ Aber da waren schon lange keine mehr.*

*Wir wurden aufgefordert, zum Zeichen der Übergabe alle Häuser weiß zu beflaggen, was wir mit Betttüchern bewerkstelligten. Angeblich werden Häuser ohne weiße Fahnen in die Luft gejagt. Auf dem Heimweg sehen wir einen rastenden Trupp amerikanischer Infanterie mit Granatwerfer. Wir schauen uns im Vorübergehen an und keiner nimmt Notiz vom anderen. Die Nacht verbringen wir sicherheitshalber nochmals im Linden-Keller, vielleicht gibt's doch noch deutsche Gegenstöße?*

[Bild und Untertext ausgelassen]

*Donnerstag, 12. April*

*Wir beginnen mit dem Schutträumen in Haus und Wohnung. Plötzlich ruft eine Nachbarin zu: ‚Geht sofort in den Keller, auf der Straße treiben sie die Frauen zusammen!‘ Nachdem wir eine Zeitlang im Keller sind, nichts sehen, nichts hören, packt Mutter die Neugier. Wir schleichen in den ersten Stock und lugen vorsichtig aus dem Fenster. Da merken wir, dass noch mehr Leute aus ihren Fenstern schauen, außerdem ist nur ein einziger bärtiger Amerikaner zu sehen, der Befehle brüllt und mit dem großen Revolver in der Hand herumfuchtelt. Mutter ruft ihm zu: ‚Proklamation?‘ Das versteht er, erleichtert nickt er und deutet in die Richtung, wo wir hinsollen.*

*Also gehen wir zum Zeughausplatz, wo ein kleines amerikanisches Fahrzeug steht, besetzt mit zwei Soldaten. Man hält uns aber keinen Vortrag, sondern bedeutet uns nach längerer Wartezeit, dem Fahrzeug zu folgen. Es geht durch die Manggasse, über den Roßmarkt und Jägersbrunnen, Rufferstraße, Wilhelmstraße.*

*Da fällt uns auf, dass zahlreiche Jagdflugzeuge über uns kreisen. Sofort entsteht das Geräusch: ‚Die treiben uns zusammen und machen uns dann von der Luft aus nieder!‘ Die Leute sind alle so apathisch, dass keiner ans Ausreißen denkt, sondern sich in ihr Schicksal ergeben. Gewohnt, Befehle zu befolgen, trotten sie weiter. Der Sammelplatz befindet sich nahe dem Goethe-Bunker. Stundenlang liegen wir in der Hitze und warten.*

*Dann kommt der Aufruf: ‚Alle über 70-jährigen Personen antreten!‘ Kurz darauf sehen wir, dass die alten Leute an einer Filmkamera vorbeiziehen müssen. Für die amerikanische Wochenschau wohl? Nach weiteren Stunden des Ungewissen*

*Wartens heißt es auf einmal, wir könne [sic!] wieder heimgehen. Und schon wird ein neues Gerücht geboren: ‚Man hat uns nur zusammengetrieben, damit die polnischen Fremdarbeiter in der Stadt freie Hand zum Plündern haben.‘ Voll Angst und Sorge hasten wir heim, aber es war alles noch da. Die Nacht verbringen wir mit Familie F. im Zeughaus-Keller.*

[Abb. 02, Bildeinfügung durch den Verfasser, mit freundlicher Genehmigung durch Peter Hofmann, Bildname: Wolfsgasse:]



*Freitag, 13. April*

*Durch eine deutsche Granate bricht in der Kirchgasse Feuer aus, dem fast drei Häu-  
serviertel zum Opfer fallen.*

*Samstag, 14. April*

*Gestern und heute säubern wir die Küche, so dass wir wieder wohnen können.*

*Sonntag, 15. April*

*Früh ist der Dachdecker da und deckt unser Dach. Nachmittags bringen wir die  
Fenster in Ordnung.*

*Montag, 16. April*

*Ausländer sowohl als auch Deutsche plündern die Geschäfte in der Stadt. Bei Karch bekommen wir Fleisch ohne Marken.*

[Bild und Untertext ausgelassen]

[Abb. 03, Bildeinfügung durch den Verfasser, mit freundlicher Genehmigung durch Peter Hofmann, Bildname: Wolfsgasse, 25. Februar 1944:]



[Das folgende Tagebuch einer damaligen Zeugin wurde aus nicht klärbaren lizenzrechtlichen Gründen und auf Rat des ursprünglichen Verfassers Hofmann ausgelassen.]

[Bild und Untertext ausgelassen]

*Amanda Käß, Sozialdemokratische Lokalpolitikerin in der Zeit des Wiederaufbaus und Stadträtin ab 1978 bis in die 1990er, erwartete im Luftschutzkeller des Cafés Beier [sic!] in der Rückertstraße [sic!] den Einmarsch der US-Soldaten.*

*Unter Druck fühlte sie sich allerdings nur durch die unverbesserlichen NSDAP-Eifrigen gesetzt. Das Café Beier war das Stammlokal der NSDAP-Aktiven, die bis zuletzt Märchen über die Bosartigkeit [sic!] der US-Soldaten verbreitet hatten und Angst unter der Bevölkerung schürten, um sinnlosen Widerstand herbeizumapieren.*

*Ein ‚Kaminkehrermeister‘ habe noch kurz vor dem Einmarsch im Keller des Cafés Beier verhindern wollen, dass eine weiße Fahne nach draußen sichtbar gemacht wird. ‚Sterben müssen wir jetzt alle, aber im braunen Hemd sirbt [sic!] sich's leichter‘ meinte er. Amanda Käß fühlte sich niemals durch US-Soldaten bedroht. ‚Ich wurde immer mit Respekt behandelt‘ [sic!] meinte sie.*

[Bild und Untertext ausgelassen]

*Erika Köferl, ebenfalls sozialdemokratische Kommunalpolitikerin der ‚ersten Stunde‘ hat den Einmarsch als Befreiung empfunden. Sie verbrachte die letzten Tage des ‚Dritten Reiches‘ als 16-jährige in einem Luftschutzkeller in der Krummen Gasse, eng zusammengepfercht mit anderen Schutzsuchenden, darunter ein Kreisleiter der NSDAP. Sie hatte große Angst, hervorgerufen durch gezielt gestreute Greueltäterschreie [sic!].*

*Die amerikanischen Soldaten kamen vom Oberen Wall her. Sie haben unsere Ausweise kontrolliert. Keiner wurde geschlagen oder misshandelt [sic!], wie die uns vorher suggeriert wurde, meinte sie. Auch wurde sie als junges Mädchen zu keiner Zeit von Besatzungsmitgliedern belästigt. ‚Wir mussten unsere Radios schließlich an einer Sammelstelle abgeben. Das hatte ich nicht eingesehen. Ich habe meines am Abend heimlich wieder geholt…….‘*

[Abb. 04, Bildeinfügung durch den Verfasser, mit freundlicher Genehmigung durch Peter Hofmann, Bildname: Neutorstraße vor der Reichsbank, mit Blick zum Kiosk Hermine Sellmann:]





# Teil II



## Gegenwart.

Mein Vater Fritzchen ist nun 82 und er leidet momentan Höllenqualen. Der Krieg von Putins Russland gegen die Ukraine treibt ihn dermaßen um, dass er nachts nicht mehr schlafen kann.

Er hatte im Fernsehen mit ansehen müssen, wie ein verschüttetes Kind aus einem zerbombten Haus gerettet wurde. Es war genau seine Geschichte und führte dazu, dass er sofort in die Ukraine aufbrechen wollte, um zu helfen.

*„Vater!“, sagte ich entsetzt und ungläubig, „du bist jetzt 82 Jahre alt, was willst du dort alleine ausrichten?!“*

Vater schaute mich mit Tränen in den Augen an und es fehlte nicht viel und er hätte mich, seinen Sohn, geohrfeigt. Ich sah es in seinen Augen, diese Wut, die eigentlich gar nicht mir galt, sondern in erster Linie sich selbst.

Das lag auch daran, dass er sich schwer tat, seinen Alltag alleine zu meistern, es aber trotzdem tat, so gut es ging und deshalb Wut auf sich selbst hatte. Er wusste, dass ein solch waghalsiges Vorhaben zum Scheitern verurteilt war, aber er konnte nicht anders.

*„Dann musst du fahren und wenigstens ein Kind retten“, weinte er.*

Vater hat es sein Leben lang nicht verwunden, dass er eine einmalige Chance bekommen hatte, den Wahnsinn eines Weltkrieges zu überleben, viele andere jedoch sterben mussten. Er hatte erhebliche Schuldgefühle entwickelt und musste vor einigen Jahren eine Therapie beginnen, um seiner absurden, späten „Schuld“ Herr zu werden.

Vom Kopf her wusste er sehr wohl, dass er keine Schuld trug, sondern die „anderen“. Hinzu kam, dass diese anderen auch noch unsere Helden wurden, nämlich diejenigen waren, die uns Deutsche vom Faschismus befreit hatten.

Aber seine Emotionen konnten nicht anders, als sich in Form eines klassischen Opferschuldgefühls tief in seine Seele hineinzufressen. Nichts konnte diese fixe Idee auflösen, auch die Therapie hatte nur bedingt geholfen.

Als seine beiden Mütter, Oma Margarete und Oma Maria, nacheinander starben, flammte die alte Begleiterin Schuld noch zweimal hintereinander auf, weil die Trauer um seine beiden Mamuschkas, wie er sie immer nannte, alle alten Wunden wieder aufgerissen hatten. Auch meine Mutter, seine Frau, die er über alles liebte, konnte an seinem Zustand nichts ändern.

Vater Fritzchen hatte Barbara 1975 in Köln kennengelernt (ich wurde dann 1980 geboren) und war vom ersten Augenblick Feuer und Flamme. Sie war eine echte nachkriegsgeborene Kölsche, hatte also

mit Krieg, Nationalsozialismus und direkter Schuld de facto nichts am Hut. Trotzdem hatten wir Deutsche natürlich indirekt mit der Schuld des Menschen an sich zu tun, ob wir wollten oder nicht, nur dass diese Schuld keine direkte war.

Unsere Aufgabe heute wäre es, alles zu tun, dass so etwas, wie im Zweiten Weltkrieg bzw. im Nationalsozialismus, nicht mehr geschieht. Eine nahezu unmögliche Aufgabe, wenn man sich heute ansieht, wie ohnmächtig wir doch wirklich sind, etwas zu verändern, wenn man sich die Kriege und Diktaturen von heute ansieht.

Wir können nur im Kleinen handeln, wenn wir z.B. sehen, dass ein Ausländer diskriminiert wird und wir einschreiten, um ihn zu beschützen, es sei denn, wir gefährdeten uns selbst.

Meine Mutter war Jüdin, was die Familiensituation um eine neue Variante erweiterte, die bereits durch Vaters Adoptiveltern ihren Anfang genommen hatte.

Wir waren deshalb immer, sowohl eine internationale Patchwork-, als auch eine ethnienstarke Nachkriegsmischpoke, die lange Zeit nur noch nach vorne und in die Zukunft blickte.

Und all das, was man von jüdischen Familien bereits klischéehaft zu kennen glaubte, dass viele international vernetzt, verwandt und verschwägert wären, stimmte in unserem Falle tatsächlich und konnte sich nun, in der Freiheit eines vereinten

Deutschlands, erneut in alle Richtungen, und ohne Angst zu haben, in die gesamte Welt ausbreiten.

Es war ein sehr schönes und sicheres Gefühl, in einer Gesellschaft zu leben, in der so vieles (wieder) möglich war, mehr noch, unsere Gesellschaft bot den größtmöglichen Schutz, vor allem durch den Staat selbst. Das war eine nachgerade Umkehrung dessen, was im Dritten Reich gang und gäbe war.

Unser heutiger Staat wurde zum Schutzpatron, während die eigentlichen Feinde, in Falle der Juden, von „unten“, mitten aus der multikulturellen Gesellschaft kommen und das aus den unterschiedlichsten Perspektiven und Motivationen heraus.

All dies trieb vor allem meinen Vater immer wieder um und dies war auch der Grund, warum er nie wirklich zu innerer Ruhe kam.

Die einzige wirklich mögliche und funktionierende Bremse, die ihm Einhalt gebieten konnte, damit er nicht über die Strenge schlug, war sein Alter.

Nun also lag seine Hoffnung auf seinem Sohn, auf mir. Ich hatte immer gewusst, dass er mich in die Pflicht nehmen würde, wenn er selbst seine Ziele nicht mehr erreichen konnte.

Nun war es an mir, dieses Erbe anzutreten. Nur wusste ich nicht, ob ich dazu bereit war und mich

von diesem Schuldkomplex meines Vaters tatsächlich einfangen lassen wollte.

Am Morgen des 08. Mai 2022 brach ich auf in ein gefährliches und unberechenbares „Abenteuer“.

Ich fuhr nach Lwiw in der Westukraine.



## **„Hilfe!“**

Die Auswahl des Startdatums (Ende des Zweiten Weltkrieges am 08. Mai) war zunächst augenscheinlich zufällig, passte aber wie eine Faust aufs Auge, denn mehr Symbolkraft konnte ein solcher Gedenktag für unser Vorhaben gar nicht mehr haben.

Die Reise musste gut vorbereitet sein und ich fuhr zusammen mit zwei Freunden, die sich bereits in „Sachen“ Flüchtlingshilfe in den Jahren 2015 ff. engagiert und hinreichende Erfahrungen gesammelt hatten. Das kam mir sehr zu Pass, weil ich selbst bisher überhaupt keine Berührungen mit einem solchen Thema gehabt hatte.

Innerlich hatte ich mich immer gesträubt, mich mit den Themen zu befassen, die das Leid meines Vaters befeuert hatten, es schmerzte und hatte mich mein ganzes bisheriges Leben belastet.

Nun hatte sich der Kreis meiner Familie irgendwie geschlossen und zwar in der Weise, dass ich in ein Land reiste, das Hitlerdeutschland schwer getroffen hatte und das nun von unserem ehemaligen Befreier, früher die Sowjetunion, nun die Russische Föderation genannt, erneut usurpiert wurde.

Mein Vater hatte mir aufgetragen, wenigstens und mindestens ein Leben zu retten, eins, das seinem ähnelte.

Ich wusste, dass dies ein völliger Wahnsinn war, verstand ihn jedoch auch sehr gut und um ihm am Ende seines Lebens wenigstens eine Möglichkeit der Erlösung seines Lebenstraumas zu ermöglichen, hatte ich zugestimmt.

Natürlich war es das Ziel, nicht nur bei der Rettung eines Kindes zu helfen, sondern es in unsere Obhut zu nehmen.

Hierzu war es erforderlich gewesen, dass ich meine Frau mit ins Boot holen musste (oder sollte ich besser sagen, „durfte“?). Zunächst hatte sie dieses Ansinnen für absurd und wahnsinnig gewertet, aber nach reiflicher Überlegung hatte sie zugestimmt, nicht zuletzt auch deshalb, weil wir es bisher nicht geschafft hatten, ein eigenes Kind ins Leben zu bringen. Woran das gelegen hatte, war nie wirklich aufgeklärt worden.

Wir hatten es der Natur überlassen und wollten es nicht mit Untersuchungen und Experimenten erzwingen.

Vielleicht war es auch die Angst vor der eigenen Courage, die Furcht davor, selber zu scheitern oder unerwartete Schicksale zu erleiden.

Wenn ich aber ehrlich bin, war es die nackte Angst gewesen, Fehler zu machen und insbesondere meinen Vater mit irgendwelchen Dingen zu belasten.

Nun war er es, der dieses Dilemma auflöste und mich sozusagen pushte, um mich in die eigenen Gänge zu bringen.

Gleichzeitig hatte ich das Gefühl, unser Vorhaben könne auch bei mir selbst Dinge verändern oder zum Abschluss bringen.

Ich selbst hatte mich sehr bequem in meinem Leben eingerichtet. Vater hatte, zusammen mit Mutter, immer dafür gesorgt, dass ich wohlbehütet und sicher war. Sie hatten nichts unversucht gelassen, mir eine gute Ausbildung zu sichern und es mir an nichts mangeln gelassen.

Wenn ich jetzt nachdachte, war das bereits ein Versuch meines Vaters gewesen, seine „Schuld“ abzutragen, indem er mich davor bewahren wollte, in eine ähnliche Lage, wie er, zu kommen.

Die Pflege traditioneller Ankerpunkte, wie z.B. Weihnachten oder Hanuka waren nur einige wenige Beispiele für Tradition, Sicherheitsgefühl und Kontinuität, Teile von den Dingen, die sich Gemeinschaft stiftend und Zusammenhalt fördernd erwiesen hatten.

Kontakte zu Verwandten in aller Welt, war die andere Sache. Vater sagte immer, das Wichtigste ist die Vernetzung innerhalb der Familie. Nicht ein lokales Netz war gemeint, sondern ein weltweites.

Denn gäbe es einmal Not oder Krieg, könne man immer ausweichen, frühzeitig fliehen und überall, wo es auf der Welt Familie gab, könne man dorthin ausweichen und Unterschlupf erhalten.

Die frühe Idee einer Vernetzung war in sich bereits hoch modern, denn gerade in der heutigen Zeit sind Vernetzungen, ob in der Politik, der Wirtschaft oder im Internet, von grundlegender Bedeutung.

So hatten insbesondere die Juden immer schon, seit der Zeit des Exodus, auf diese Art der Gemeinschaft gesetzt, ja es war ihnen gar nichts anderes übrig geblieben, in der Diaspora, der Vertreibung in alle Welt, dort, wo sie nun leben mussten, zusammenzuhalten und dieses Netzwerk zu verstärken. Dies auch um als Minderheit in der jeweiligen Gesellschaft überleben und bestehen zu können.

Vater hatte diese spezifische Eigenart von Kindesbeinen an in sich getragen, obwohl er selbst gar kein Jude war.

Und so sollte sich nun der Hilfskreis schließen, indem er mich dort hinschickte, wo Not am „Mann“, in diesem Fall „Kind“ war.

Dieses solidarische Hilfs-Gen lag ihm nun einmal im Blut und bediente gleichzeitig seine Schuld, die er in Wirklichkeit gar nicht zu haben brauchte.

Schuld hatten die Nazis gehabt, die, die alles angezettelt hatten und die nun die Vorlage bildeten für einen Diktator, wie Putin heute einer ist.

Vater wurde für mich das Bindeglied dieser vielen Zeitenwenden. Er hatte, da er es selbst nicht mehr ausführen konnte, nun mich, seinen Abkömmling in die „Schlacht“ geschickt.

Ich wurde ein Kämpfer der besonderen Art, ein Untergrundkämpfer, der unter dem Radar die Fäden zieht und Hilfe für einen Menschen, unterhalb der großen Politik, organisierte.

Vater war ein wahrer Held, ein wahrer Gerechter der Völker.



## Reise nach Lwiw.

Ich hatte den Weg nach Lwiw in Etappen planen müssen. Die gesamte Strecke dauert, nach der aktuellen Information eines Navigationsportal 14 ½ Stunden, bei einer Kilometerzahl von 1.411 KM, von Köln bis Lwiw, wenn man nonstop führe.

Nach unserer Planung mit den entsprechenden Zwischenstopps würde es (ohne die Übernachtungen gerechnet) etwas länger dauern, auch weil man unvorhersehbare Unterbrechungen oder Hindernisse nicht vorausberechnen kann.

<b>von</b>	<b>nach</b> (deutscher Name)	<b>KM</b>	<b>Std.</b>
Frankfurt	Dresden	0.467	5
Dresden	Wrocław (Breslau)	0.268	3
Wrocław	Katowice (Kattowitz)	0.195	2
Katowice	Kraków (Krakau)	0.080	1
Kraków	Przemyśl (Premissel)	0.247	2 ½
Przemyśl	Lwiw (Lemberg)	0.096	2
<b>SUMMEN</b>		<b>1.353</b>	<b>15 ½</b>

Als Übernachtungsstopps waren Dresden und dann Krakau geplant, damit die jeweiligen Streckenabschnitte nicht zu lange waren und die Fahrer ausreichend Ruhephasen hatten.

Auf der gesamten Strecke gab es Dutzende von Baustellen und man konnte erahnen, dass aufgrund eines starken Hilfsgüterverkehrs die Zeitspanne, bis

wir ankommen würden, mit Sicherheit noch länger werden könnte, als man sie „am Reißbrett“ entworfen hatte.

Bereits in Deutschland konnten wir unterwegs viele Hunderte Lastwagen mit überall aufgebrachten Ukraine-fahren sehen. Es ließ sich nur erahnen, was sie alles geladen hatten.

Frankfurt ließen wir als erstes Etappenziel links liegen, denn es ist nur zwei Stunden von Köln entfernt. Die Strecke nach Dresden ist schon wesentlich länger und bot sich deshalb als ersten Stopp bzw. eine erste Übernachtung an.

Einer meiner Begleiter, sein Name war Ludwig, hatte sich um die Buchung der Unterkünfte gekümmert, so dass wir zielstrebig und direkt unser Zwischenziel ansteuern konnten.

Unser Van war voller Hilfsgüter, hauptsächlich bestand die Fracht aus handelsüblichen Medikamenten für diejenigen, die Vorerkrankungen hatten und ihre Medikamente nicht mehr kaufen konnten, weil die Arztpraxen und Apotheken geschlossen hatten bzw. ausgebombt waren.

Auch hatten wir Verbandszeug für die vielen Verletzten und viele andere lebensnotwendige Dinge geladen. Wir wollten unter keinen Umständen ohne eine Hilfsgüterlieferung in die Ukraine fahren.

## **Etappenstopp Dresden, mit Übernachtung.**

Am Abend machten wir einen Rundgang durch eine friedliche Stadt, der man aber noch immer ansehen konnte, wie sie im Zweiten Weltkrieg gelitten hatte.

Nun, über 30 Jahren nach der deutschen Wiedervereinigung, erstrahlte sie in einem nie da gewesenen Glanz. Zu DDR-Zeiten hatte sie noch grau in grau dahingevegt und war dem Verfall preisgegeben.

Mitten im Zentrum hatte die Frauenkirche bis in die 1990er Jahre noch immer als Ruine darnieder gelegen.

Am Ufer der Elbe, also am diesseitigen Ufer, an dem das Zentrum liegt, (in Köln sagt man linksrheinisch), aßen wir in einem wunderschön direkt am Wasser gelegenen Restaurant „Rheinischen Sauerbraten“, eine Spezialität unserer Heimatstadt Köln.

Es war ein wunderbares Gefühl und machte traurig und sehnsüchtig zugleich. Ich hatte das komische Gefühl, in einer ähnlichen Stadt wie Köln, also zu Hause zu sein. Es gab ein linkes und ein rechtes Ufer, eben wie eine übersichtliche Innenstadt, die alles zentral auf kleinem Raum vereint.

Es gab einen Strom mitten durch die Stadt und all das fühlte sich an, wie zu Hause in Köln. Köln ist fast genau so übersichtlich, nicht wie Berlin, das so

groß ist, dass es viele Zentren hat und ebenso viele kleine eigenständigen Bezirke, die wie z.B. Spandau, das wie ein kleines Köln daherkommt.

Ich fühlte mich sogleich heimisch und bewunderte die Dresdner, ebenso wie meine Kölner, was sie aus ihren Städten wieder gemacht hatten, obwohl dies niemals jemand für möglich gehalten hatte, als nach dem Krieg alles zu fast 100 % in Schutt und Asche versunken war.

Am nächsten Tag brauchten wir weitere drei Stunden nach Breslau - unser nächstes Etappenziel. Der Weg führte über die A4 über Görlitz nach Wrocław, wie es heute heißt. Hier würden wir jedoch nicht übernachten, um die restliche Zeit des Tages für die zügige Weiterfahrt zu nutzen.

Merkwürdigerweise war auf dieser Etappe weniger Verkehr zu beobachten.

### **Etappenstopp Breslau, mit Ruhestopp.**

Unser Hotel, welches wir für eine mehrstündige Ruhephase gebucht hatten, lag etwas außerhalb der Stadt, in der Nähe der Autobahn, und war eine ganz einfache Unterkunft. Mittags gingen wir in der Nähe in einem Restaurant etwas essen. Diesmal gab es nicht viel zu sehen, Zeit für eine Besichtigung der Stadt Breslau musste überdies ausfallen.

Irgendwie hatte ich ein seltsames Gefühl, nun in einer ehemaligen deutschen Stadt zu sein, auch

wenn es nur in ihrer Nähe war. Auch damals hatte ein einziger Mann die Welt verändert, indem er alles aufs Spiel setzte, was nur möglich war und wir, sein Volk, hatten dadurch so viel verloren.

Es waren nicht nur Gebiete und/ oder Städte, es waren Menschen, die sterben mussten oder die von ihren Familien getrennt wurden. Mehr noch, es war eine ganze Kulturregion und alles ging für immer für Deutschland verloren. Das Schlimmste, was ich dabei vermisste, war die Menschlichkeit und Würde, die wir alle als Menschen, vor allem vor uns selbst, verloren hatten.

Und nun ging der Irrsinn von Neuem los, wir waren auf einmal mittendrin, auf dem Pfad ins Kriegsgebiet, sozusagen auf dem Kriegspfad. Das, was wir früher in der Schule gelernt hatten, war weit weg und lag lange zurück. Wir hatten niemals gedacht, dass es uns selbst einmal betreffen könnte. Es war Geschichte, abgeschlossen und überwunden und wir riefen immer wieder: „Nie wieder“.

Nun waren wir gefangen in einem weiteren Alptraum und mir wurde bewusst, dass ich mein ganzes Leben bereits an diesem Abgrund gestanden hatte, ohne, dass es mir bewusst war.

Für mich hatte all das nie aufgehört. Mein Vater war der Ursprung meiner eigenen Involviertheit. Wir selbst waren Geschichte und Teil des Ganzen.

Auf der Strecke nach Katowice herrschte plötzlich wieder starker Verkehr, alles Fahrzeuge, denen man ihr schweres Hilfsgütergepäck ansah. Die Hilfsgüterfahrzeuge hatten sich mit allerlei ukrainischem Konterfei geschmückt, manche hupten beim Überholen und winkten einander zu.

Sogar die polnischen Verkehrsanzeigetafeln, die uns den Weg zeigten, hatten ukrainische Farben mit in ihre Streckenangaben integriert. Es war ein gutes Gefühl, dass Polen sich so intensiv mit der Ukraine solidarisch zeigte, in Deutschland ist, zumindest auf den normalen Straßen, nichts davon zu spüren, schließlich sind wir auch weiter weg.

### **Etappenziel Katowice, ohne Übernachtung.**

In Kattowitz, wie es auf Deutsch heißt, trafen wir Freunde von Reiner, der andere meiner Begleiter. Sie kamen aus Warschau und lebten dort als ukrainische Flüchtlinge, die es noch rechtzeitig aus dem stark umkämpften Mariupol nach Polen geschafft hatten.

Es war ein junges Ehepaar, das voller Panik seine Heimatstadt verlassen musste, um seine kleine Tochter vor den Bomben und der Panik zu retten.

Der Ehemann hatte es geschafft, das Ausreiseverbot für Männer zu umgehen. Denn sie und Jugendliche sollten zurückbleiben, um die Ukraine zu verteidigen. Die gemeinsame Flucht war in einer gefährlichen und sehr dramatischen Ausreise über die

grüne Grenze, noch in den Anfängen des Krieges, gelungen.

Beide sprachen gut Englisch, weil sie in Mariupol zusammen Anglistik studiert und später gemeinsam an einer Schule unterrichtet hatten. Beide hatten sich angeboten, uns auf unserer Reise zu helfen, allerdings war diese Hilfe an der polnisch-ukrainischen Grenze zu Ende, da das Risiko für beide, in die Ukraine einzureisen und für ihn, nicht mehr nach Polen zurückkehren zu dürfen, zu groß war.

So wollten sie uns an der polnisch-ukrainischen Grenze behilflich sein mit Übersetzungen und hatten gleichzeitig Kontakte zu polnischen Behörden, die unsere Einreise erleichtern sollten und konnten.

Yevgeniia und Vladimir saßen auf den hinteren Sitzen und hantierten die ganze Zeit mit ihren Smartphones herum, was sie miteinander sprachen, verstand ich natürlich nicht, aber unser Begleiter Ludwig erzählte uns, dass sie mit Freund:innen und Familie telefonierten, um alle ergatterbaren Nachrichten zur aktuellen Situation zu erhalten.

Überdies versuchten sie noch, die Lage an der polnisch-ukrainischen Grenze zu sondieren, denn sie erzählten, dass dort großes Durcheinander und Chaos herrschte und man darauf hoffen müsse, überhaupt durchzukommen. Sie erfuhren, dass es auch an unserem Ziel in Lwiw vermehrt Raketeinschläge gäbe und wir äußerst vorsichtig sein müssten.

## **Etappenziel Krakow, mit Übernachtung.**

Krakow ist eine alte, europäische Stadt. Leider hatten wir wieder überhaupt keine Zeit, dort etwas zu besichtigen.

Unser Ludwig hatte uns eine alte Villa gebucht, die weiter außerhalb der Stadt recht abgeschieden lag.

Ein junges Paar hatte die Villa gekauft und ihre Räume zu Hostelübernachtungszimmern umgebaut. Hierhin kamen junge Leute aus aller Welt, um für kleines Geld zu übernachten.

Morgens kamen nacheinander Leute aus ihren Zimmern und man traf sich in einer Art Treppenhaus, von dem die meisten Zimmer ausgingen. Dort war ein Frühstücksbuffet aufgebaut und es gab ausreichend Gelegenheit, die unterschiedlichsten Reiseberichte auszutauschen.

Es stellte sich heraus, dass die meisten in der momentanen Situation Hilfskräfte waren, die hier, ähnlich wie wir selbst, einen Stopp auf dem Weg zur Ukraine machten.

## **Etappenziel Przemyśl, ohne Übernachtung.**

Am nächsten Morgen erreichten wir, nach gut 2 ½ Stunden Fahrt ohne besonderen Vorkommnisse, unser nächstes Zwischenziel in der Nähe der Grenze.

Yevgeniiaa und Vladimir leiteten uns, direkt von der Autobahn, zum Bahnhof in Przemyśl.

Hier wollten sie aussteigen und alles für die „Überfahrt“ in die Ukraine vorbereiten. Hier waren auch befreundete Fluchthelfer vor Ort, von denen sie sich noch wertvolle Tipps für uns erhofften. Meist kennen solche Helfer die besten Nebenstrecken zur besten Zeit.

Die polnische Stadt ist zu einiger Berühmtheit in der Welt geworden. Obwohl sie nur 65 Tausend Einwohner hat, entwickelte sie sich zum Drehkreuz an der Strecke zwischen Krakau und Lwiw.

Der Bahnhof ist Zielpunkt für die aus der Ukraine kommenden Flüchtlingstransportzüge, man kann heilfroh sein, dass die Züge überhaupt noch fahren (können). Es gibt bereits Streckenabschnitte, die durch Bombenangriffe unpassierbar geworden waren.

Hunderte Flüchtlinge bevölkern die Halle des Bahnhofs in der Hoffnung, von Helfern ins Landesinnere von Polen oder weiter in die EU gebracht zu werden.

Die Szenerie erinnert mich an die Zeit im und nach dem 2. Weltkrieg, das einzige, was einen optischen Unterschied macht, sind die Kleidung und die Smartphones der Geflüchteten.

Yevgeniia und Vladimir wollten hier am Bahnhof bleiben, um einen Wagen zu organisieren, mit dem sie zurückfahren konnten.

Im Bahnhof war kaum ein Durchkommen möglich, so viele Menschen liefen dort hin und her und viele stellten sich in langen Schlangen an, um Fahrkarten in den Westen zu ergattern, doch längst war niemand mehr am Schalter. Die Geflüchteten stiegen einfach in die Züge ein und niemand kontrollierte mehr irgendetwas.

Die Bahnsteige waren so voll, dass es bereits einige Unfälle an der Bahnsteigkante gab. Leute fielen einfach in die Gleisbette hinein. Es sollte auch schon einige Tote durch Überrollen gegeben haben.

Das Gebäude des Bahnhofs ist ein schönes altes Architekturensemble, das bereits in Filmen als Kulisse gedient hatte. Es treffen hier zwei Welten aufeinander, die in „normalen“ Zeiten nie zusammengehören könnten. Das Gefühl einer surrealen Situation erfasst mich. Ich muss an Erzählungen meines Vaters denken, es sind absurde Bilder einer längst versunkenen Epoche, die sich mit der krasen Realität eines neuen Kriegs mischen.

Niemals hätte ich gedacht, so etwas selbst erleben zu müssen.

Die Geflüchteten fanden sich genauso plötzlich und ohne Vorwarnung in einer neuen Zeitepoche wie-

der. Ich hatte das Gefühl, in einer Zeitmaschine in die Vergangenheit meines Vaters gereist zu sein.

In mir keimte der Gedanke auf, dass es so geplant war, von wem blieb mir ein Rätsel. Ist es ein Gott? Oder ein imaginäres Karma? Musste es so kommen, damit ich anfang zu verstehen, wo meine wahren Wurzeln sind?

Es kam der Gedanke auf, dass ich froh sein kann, dass Vater nicht hier ist, er würde daran zerbrechen.

Endlich kamen unsere Helfer von ihren Erkundungsgängen zurück und hatten erfahren, wo wir die Grenze am besten überfahren konnten. Es waren rund zehn Minuten vom Bahnhof und wir kamen an mehreren Checkpoints der Polen vorbei.

Einige der Soldaten warnten uns in gebrochenem Englisch: „*Don't go. War, war!*“

Wir nickten und antworteten: „*Yes, we know. Help for Ukraine*“, riefen wir. „*Good!!*“ war die einhellige Antwort und die Grenzleute ließen uns mit erhobenen Daumen grüßend durchfahren.

Jetzt waren wir auf uns gestellt. Der Abschied am Übergang von Przemyśl–Mostyska Druhi fiel uns nicht leicht. Wir hofften, dass es das Ehepaar sicher zurückschaffte.

Einer unserer Helfern gab ihnen etwas Geld für ihre Mühen. Sie gaben vor, es nicht zu wollen, nahmen es dann aber doch, wer hätte es nicht getan?

Die Ukrainer sind ein stolzes Volk, sie wollen keine Almosen annehmen und immer, wenn man ihnen etwas zu essen oder Sonstiges gibt, fragen sie danach, ob sie dafür irgendwo helfen oder arbeiten können.

Stellen Sie sich vor, Menschen, die teilweise alles verloren und oder sogar gar nichts mehr haben, außer die Kleidung auf ihrem Leib, wollen die Hilfe, die ihnen zuteil wird, mit einer Gegenleistung vergelten. Wo auf der Welt gibt es das noch?

Auf der letzten Etappe nach Lwiw stieg in unserem Fahrzeug die Anspannung deutlich. Schließlich war es möglich, z.B. von einer Rakete getroffen zu werden.

Inzwischen waren die Russen zwar in den Osten und Süden abgezogen, aber der Beschuss des ukrainischen Westens ging unvermindert weiter und niemand wusste, wann der nächste Angriff kommen würde oder ob überhaupt.

Unterwegs sah man immer wieder große Zerstörung in den Dörfern und kleinen Städtchen. Auf den Wegen gab es viele Straßensperren, die jedoch hauptsächlich der Gegenrichtung nach Polen galten. Es wurden wohl hauptsächlich die Fahrzeuge

gecheckt, in denen Männer saßen, denn sie sollten kämpfen und nicht in die EU fliehen.

Auch begegneten wir ausgebrannten Panzern und anderem russischem Kriegsgerät, das total zerstört und verlassen am Wegesrand oder auch mitten auf der Straße herumstand. Man kennt solche Bilder aus dem Fernsehen, aber es ist völlig anders, wenn man es mit eigenen Augen ertragen muss.

Längst hatte ich meine Reise bereut und dachte über die Flucht nach hinten nach. Auch den anderen ging es nicht anders.

Als wir auf Lwiw zufuhren, konnten wir in der Ferne zwei Türme erkennen.

Ludwig, der Begleiter, wusste, um was es sich handelt. Die Kirche mit dem Namen „Verklärungskirche“ hat zwei Türme, die wie Spitzen aussehen und ich musste sofort an die Geschichte meines Vaters denken. Zwei Spitzen waren das, was er als einziges erinnerte, als er verschüttet geborgen wurde.

Niemand wusste damals in Schweinfurt, was er mit „Spitzen“ meinte, auch, weil es in Schweinfurt kein Gebäude mit zwei Spitzen gab. Es hatte sich ja herausgestellt, dass er die Türme des Kölner Doms erinnerte.

Hier nun, inmitten eines Landes im Krieg, tauchten sie nun plötzlich vor mir auf, diese **Spitzen**.

War das ein ulkiger Zufall? Oder hatte hier tatsächlich das Schicksal seine Hand im Spiel und wollte mir sagen, *„hier ist deine Bestimmung Sohn, hier erfüllt sich deine Lebensaufgabe“*. Eine Brücke begann sich zu schließen. Eine Brücke aus der Vergangenheit in meine Realität.

Die Spitzen wurden zum Fanal, dass ich auf dem richtigen Wege zu sein schien, ich hatte meine Bestimmung gefunden. Ich war nun bereit, alles, was kommen sollte, zu meistern, überhaupt, es erst einmal zu tun.

An eine Rückflucht war nun nicht mehr zu denken.

Ich rief Vater an.

Das erste, was ich sagte war: *„Vater, ich habe dich gefunden!“*

Vater begriff nicht: *„Aber ich bin doch hier und nicht dort, wie kannst du mich finden? Was redest du da?!“*

***„Ich sehe sie, die Spitzen.“***



Abb. 12



## **Sergej.**

Wir steuerten direkt die Zentrale des Roten Kreuzes in Lwiw an, dort war wieder das römische Rote Kreuz mit Hilfslieferungen und Rettungsaktionen aktiv, nachdem sie nach Kriegsbeginn im Februar 2022 abrücken mussten, weil das Risiko für die Mitarbeiter zu groß geworden war.

Inzwischen waren die Russen abgezogen, die Gefahr blieb aber insofern bestehen, dass es weiterhin aus der Ferne Raketenbeschuss gab.

Es gab ein ehemaliges, durch den Krieg nicht mehr benutztes Schulgebäude, in dem alle Aktionen zusammenliefen.

Reiner, unser Helferlein, hatte unsere Ankunft bzw. unser Anliegen bereits avisiert, so dass alles von längerer Hand vorbereitet war. Er erzählte mir, die Mitarbeiter vor Ort wären schon von anderer Stelle gebrieft worden, dass wir kämen. Das überraschte mich, woher sollten sie denn Bescheid wissen, fragte ich mich?

Ich wurde zum Leiter der Einrichtung gebeten und wir gingen sofort medias in res, in Bezug auf die anstehende Adoption.

Herr Mastroianni stellte mir die Akte eines Jungen vor, aus der ersichtlich wurde, dass er fast das gleiche Schicksal erlitten hatte, wie 1945 mein Vater.

Ich erzählte dem Herrn die ganze Geschichte und dass und wie sich der Ablauf unserer Familiensaga nun zu wiederholen schien.

Herr Mastroianni erklärte mir, dass es wohl 1945 ähnlich gelaufen sein musste und dass eine Adoption normalerweise einen längeren Verwaltungsvorgang auslöst, um alles in geordneten Bahnen abzuwickeln.



Abb. 13

Die größte Gefahr sei in diesen Kriegszeiten, dass Kinderhändler und eine internationale Pädophilen-Mafia auf diesem Wege versuchen würden, an ihre Opfer zu kommen.

Deshalb müsse eine Adoption immer auch mit einem großen Aufwand überprüft werden, auch um die örtlichen Behörden zufriedenzustellen.

In meinem Falle hätte es aber eine Freigabe durch die deutsche Botschaft in Kiew gegeben. Mein Vater hatte dort wohl mit seiner aktenkundigen Geschichte vorab interveniert und den Weg zu einer schnellen und komplikationslosen Freigabe geebnet.

Ich war sehr erstaunt, da ich mich auf umfangreiche Schwierigkeiten eingestellt hatte. Wie konnte es auch anders sein? Da kommt ein wildfremder Mann aus Deutschland und will ein Kind adoptieren, wer würde das einfach so genehmigen, auch wenn schwere Kriegszeiten herrschten.

Mein Vater war doch noch ganz schön auf Zack und hatte gut vorgesorgt. Sein Antrieb war eben seine eigene Geschichte, die ihn unbeirrt sein Vorhaben durchziehen ließ. Warum nur hatte er mir nichts davon gesagt? Wollte er mich mit seinem, noch vorhandenen, eisernen Willen überraschen?

Ich war sehr froh, dass das alles nun vorbei sein würde und meine Frau und ich dem Jungen eine sichere Zukunft bieten können würden.

Nach diesem Einführungsgespräch ging es direkt weiter zur Unterbringungsbaracke, die auf dem Gelände der alten Schule bereits als ausgelagertes Klassenzimmer gedient hatte.

Dort waren die hilfsbedürftigen und Verletzten untergebracht, bis sich ihre weiteren Schicksale entscheiden konnten.

Der Junge war merkwürdigerweise ebenfalls, wie mein Vater 1945, fünf Jahre alt und hieß Sergej. Mein Herz raste und Reiner, unser aktivster Helfer, begleitete mich.

Inzwischen war zwischen uns so etwas wie eine Freundschaft entstanden und er bestand darauf, mich auf diesem doch schweren Weg in die Baracke begleiten zu dürfen.

Herr Mastroianni ging vor und als wir in die Baracke hineinkamen, stand dort eine Krankenschwester mit Sergej und wartete schon.

Sergej sah etwas verwegen aus, seine Geschichte und sein Leid waren ihm förmlich ins Gesicht geschrieben. Brav reichte er mir seine kleine, winzige Hand und sagte etwas auf Ukrainisch.

Ich antwortete mit einem international verständlichen „Hello“. Aber nun fiel mir direkt ein, dass wir gar nicht miteinander reden konnten! Wir konnten uns doch gar nicht verständigen! Plötzlich schossen mir erhebliche Zweifel durch den Kopf. Ich hatte da noch gar nicht darüber nachgedacht.

Als hätte Herr Mastroianni meine Gedanken gelesen, sagte er beruhigend:

*„Wir wissen, dass hier aller Anfang schwer sein wird. Wir werden ihnen Renata mit auf den Weg geben können. Sie muss in einer Rote-Kreuz-Angelegenheit eh nach Deutschland reisen und wird eine*

*Zeit, die Sie vorschlagen, bei Ihnen bleiben können, damit sich Sergej, der Renata bereits länger kennt, einleben kann. Überdies ist sie für die erste Zeit in der Lage, Ukrainisch zu übersetzen. Sie ist halb deutsch, halb ukrainisch und wäre die beste Lösung für die erste Zeit.“*

Ich war total erleichtert und begeistert, denn besser konnte man es in diesen schweren Zeiten gar nicht antreffen.

Herr Mastroianni sagte noch:

*„Ach ja, das hätte ich fast vergessen, für Ihre Rückreise ist auch gesorgt. Sie fliegen mit einer Maschine von Lwiw Airport direkt bis Frankfurt. Ihr Vater hat bereits drei Tickets für Sie, Sergej und Renata besorgt, die geben ich Ihnen gleich noch mit.“*

Ich wurde noch Renata vorgestellt und schon ein paar Stunden später, nachdem aller Papierkram erledigt war, fuhren wir in ein Hotel in einem Außenbezirk von Lwiw, das Ludwig bereits gebucht hatte.

Sergej schmiegte sich eng und vertraut an Renata und schaute noch ausgesprochen scheu in seine neue Zukunft.



## **Zukunft.**

Nachdem wir uns von allen Mitarbeitern des Roten Kreuzes verabschiedet hatten, wurden wir von einem Mitarbeiter zum nahen Flughafen gebracht. Es bestand allerdings die Gefahr, dass es durch unvorhersehbare Angriffe oder Problemen bei der Freigabe des Luftraumes, Verzögerungen unserer Abreise geben könnte.

Dies hätte schlimmstenfalls bedeutet, noch einmal ins Hotel zurückfahren und den Flug an einem anderen Tag antreten zu müssen.

Die Möglichkeit, mit dem Flugzeug nach Hause zu fliegen, war die schnellste und relativ sicherste Art. Vor allem dachten wir dabei an den Zustand unseres „neuen“ Sohnes, der den Schrecken der Ukraine möglichst schnell verlassen können sollte.

Wie ich von Reiner erfuhr, hatte der Flug, von Lwiw nach Frankfurt, 700 Euro pro Person gekostet, was gegenüber den Preisen vor dem Krieg, ungefähr das Doppelte war. Wir würden also in Frankfurt landen und dann weiter mit dem ICE nach Köln reisen.

Die deutsche Botschaft in Lwiw hatte dem Roten Kreuz schon vorab ein Visum für Sergej ausgestellt, so dass es in Frankfurt keine Probleme geben würde. Eigentlich war es so, dass Ukrainer:innen ohne weitere Formalitäten einfach in die EU einreisen durften, aber man wollte beim Roten Kreuz absolut

sicher gehen, dass im letzten Augenblick nichts schief gehen würde.

Sergej sollte die lange und mühsame Autofahrt von Lwiw nach Köln erspart bleiben, schließlich hatten wir auf der Hinreise auch mehrere Stopps machen müssen, was unsere Fahrt mit Sergej unnötig in die Länge gezogen hätte. Letztlich hatte auch immer die Gefahr bestanden, doch noch von Raketen getroffen und sogar getötet zu werden.

Sergej hätte erneut einer Gefahr ausgesetzt werden müssen, zumindest bis zur Grenze nach Polen. Diesen Stress wollten wir dem Jungen unbedingt ersparen.

Als wir am Flughafen eintrafen, trauten wir unseren Augen nicht, wie voll die Abflughalle mit Menschen war. Die meisten hatten als Ziel Westeuropa und standen in endlosen Schlangen an den Ticketschaltern, um dort noch einen Flugschein zu ergattern.

Da wir vorab ausgestellte Bordingskarten von der deutschen Botschaft bereits besaßen, konnten wir relativ schnell zum Eincheckgate vorrücken, was, recht unerwartet zügig, in einer halben Stunde gelang.

Wie ein Wunder hob unser Flieger pünktlich ab und als wir in der Luft waren, wurde uns bewusst, dass wir nun die erste und schwierigste Hürde genommen hatten.

Bis zur Grenze der EU hatten wir allerdings noch das Risiko, von Militärmaschinen der Ukraine oder von russischen Raketen abgeschossen werden zu können. Der Kapitän gab aber recht bald Entwarnung, als wir endlich den polnischen und damit den EU-Luftraum erreicht hatten.

Der weitere Flug und die Weiterfahrt nach Köln mit dem Zug waren dann nur noch entspannend gewesen. Wir alle sanken im Flugzeug recht schnell in einen tiefen Schlaf und konnten dadurch ein wenig Stress abbauen.

Sergej wurde immer ruhiger und zappelte nicht mehr ständig herum. Natürlich war er, abgesehen vom Stress der letzten Zeit, per se hypernervös, hinzu kam dann noch die Aufregung, zum ersten Mal mit einem Flugzeug zu fliegen.

Ich hatte, bereits am Flughafen, meine Frau über unsere Rückkunft informiert und ihr die ungefähre Ankunftszeit am Hauptbahnhof in Köln genannt. Sie versprach, uns dort abzuholen. Vom Flughafen bis nach Hause brauchten wir dann nur noch 20 Minuten, da unser Zuhause in der Nähe des Flughafens lag.

Natürlich war Sergej sichtlich aufgeregt, als er in unser Haus kam. Man konnte sehen, dass er staunte, da er mit seiner Mutter in einem Plattenbau, in einem der oberen Stockwerke, auf engstem Raum, gelebt hatte.

Es dauerte einige Monate, bis sich Sergej richtig einleben konnte.

Durch das große Engagement einer doppelsprachigen, ukrainischen Lehrerin, die die extra für Geflüchtetenkinder eingerichtete ukrainische Grundschulklasse leitete und Sergej noch private Extrastunden ermöglichte, lernte Sergej schnell Deutsch.

Langsam, aber stetig, öffnete sich Sergej, vor allem gegenüber meiner Frau, mit der er von Anfang an sehr gut zurechtkam. Es entstand schneller, als gedacht, tiefes Vertrauen zwischen beiden und dann auch zwischen Sergej und mir. Nach wenigen Monaten begann er, von seiner eigenen, traurigen Geschichte zu erzählen und öffnete sich uns.

Das Erschreckende und Bedrückende an seinen Schilderungen war, dass sie fast ein zu eins der Geschichte meines Vaters ähnelten. Der eklatante Unterschied war nur, dass seine Eltern tatsächlich nicht überlebt hatten. Mein Vater Jahre hatte lange Jahre im Glauben weiterleben müssen, meine Großeltern seien umgekommen.

Dann aber war das Wunder geschehen, dass zumindest meine Großmutter überlebt hatte. Mein Großvater war zwar gestorben, aber durch eine schwere Krankheit und nicht direkt durch Kriegseinwirkung.

Ein weiter Unterschied war, dass Sergej direkter Zeuge wurde, wie seine Eltern ums Leben kamen.

Durch ein großes Glück war er nicht von der selben Bodendecke des über ihnen liegenden Stockwerkes erschlagen worden, wie seine Eltern vor seinen Augen; er hatte dabei direkt neben ihnen gestanden.

Eine andere Platte hatte sich beim Herabfallen derart verkeilt, dass sie schräg über ihm zum „Stehen“ kam, und Sergej, wie durch ein Wunder, in einer zeltartigen Blase überleben konnte.

Ein weiterer glücklicher Umstand für ihn war, dass sich ihre Wohnung im Erdgeschoss befunden hatte, so dass er sich schnell selbst befreien und auf die Straße laufen konnte. Dort suchte er Unterschlupf unter anderen Betonteilen, die ihm vorübergehenden Schutz vor weiteren, herabfallenden Trümmern oder Bomben boten. Nachdem er dort mehrere Stunden, inmitten eines Trümmerfeldes, ausgeharrt hatte und inzwischen der Beschuss beendet war, traute er sich, nach Stunden, ganz vorsichtig heraus.

Inzwischen waren Feuerwehr und Rettungskräfte vor Ort, um die Verschütteten zu bergen und die zahlreichen Feuer zu löschen.

Er lief sofort zu den Rettungskräften hin, die sich um ihn kümmerten. Außer ein paar Schürfwunden hatte er körperlich keine großartigen Verletzungen erlitten, nur seine Seele war stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Allerdings wurde ihm noch nicht

die Tragweite der Ereignis bewusst, dafür war der Schock zu groß.

Er wurde, zusammen mit vielen anderen Verletzten und Geretteten, in der Nähe seines Wohngebietes zu einem Rote-Kreuz-Stützpunkt gebracht, der ebenfalls wieder ganz in der Nähe, als Dependance des uns bereits bekannten Hauptquartiers diente.

Sergej war durch die ganzen Ereignisse sehr gestresst und stand unter Schock, so dass er noch gar nicht nach seinen Eltern gefragt hatte. Wahrscheinlich hatte seine Seele eine Sperre eingezogen, um seinen Überlebenskampf nicht zu blockieren.

Später, in der Unterkunft des Roten Kreuzes, wurde ihm dann mitgeteilt, dass seine Eltern aus den Trümmern des Hauses geborgen worden sein könnten. Er sollte sie identifizieren, was natürlich für ein Kind, das gerade erst selbst unter grauenvollen Umständen knapp überlebt hatte, eine furchtbare Aufgabe war.

Es war jedoch notwendig, denn die vielen Leichen, die unter den Schuttmassen geborgen worden waren, mussten ihren jeweiligen Namen zugeordnet werden. Wer sollte das sonst tun?

Sie stellten ihn vor die Wahl, er könne darauf verzichten, dann würden seine Eltern anonym bestattet oder er könne die Identifizierung wählen, dann wisse er in der Zukunft, wo sie beerdigt worden waren.

Da die meisten Menschen in ihren eigenen Häusern keine Papiere bei sich trugen, war es nämlich schwierig, sie zu identifizieren.

Mit Hilfe eines Rote-Kreuz-Kinderpsychologen entschied sich Sergej schließlich für seinen Gang nach Canossa. Er wurde dann zur Leichenhalle des Stützpunktes begleitet und identifizierte seine Eltern, tapfer, wie der kleine Junge bereits mit fünf Jahren war.

Diese Vorgehensweise ist natürlich sehr umstritten, gleichzeitig aber auch wieder dringend notwendig. Das Risiko war, dass man mit einer evtl. Verstärkung seines schweren Traumas rechnen musste.

Ob und wie sich diese schlimmen Erfahrungen und Schreckensszenarien für eine kindliche Seele auswirken würden, konnte man nur annähernd mutmaßen und was sich an seelischen Störungen einstellen oder nicht einstellen würde, blieb der zukünftigen Entwicklung vorbehalten. Bei manchen Opfern zeigen sich solche Auswirkungen in Form von Spätfolgen, manchmal erst nach vielen Jahren.

Deswegen sorgten wir nach Sergejs Einzug dafür, das er unmittelbare, psychologische Hilfe erhielt und wir hatten wieder einmal großes Glück, dass uns das Rote Kreuz eine ukrainisch sprechende Therapeutin in Köln vermitteln konnte. Sie selbst war erst vor wenigen Monaten nach Deutschland geflohen und hatte hier direkt als Hilfskraft beim Ro-

ten Kreuz die psychotherapeutische Begleitung der minderjährigen Kriegssopfer übernommen.

Mein Vater lernte Sergej zum ersten Mal erst nach mehreren Monaten kennen, weil wir verhindern wollten, dass er (mein Vater) evtl. einen Nervenzusammenbruch erleiden würde, wenn er durch die Geschichte des Jungen in seine eigene traumatische Situation zurückversetzt werden würde.

Als Rückwirkung hätte dies Sergej erneut schaden können. So hatten wir diese Prämisse als Bedingung auserkoren, doch mein Vater hatte vollstes Verständnis für diese Maßnahme.

Als sich die beiden dann endlich kennenlernten, bemühte sich mein Vater sehr, seine eigene Befindlichkeit in den Hintergrund zu stellen. Er war wirklich einzigartig an diesem Tag. Er ließ sich nichts anmerken, aber ich konnte ihm ansehen, wie sehr ihm das Schicksal des kleinen Sergej zu schaffen machte.

Gleichzeitig sah ich das große Glück in seinen Augen, denn er hatte sein eigenes Schuldgefühl durch sein Engagement und die gelungene Rettung quasi aufgelöst und erlöst. Er hatte einen Jungen, der, wie er, durch Krieg aus seinem jungen Leben gerissen wurde, der knapp überlebt und zusätzlich noch seine Eltern verloren hatte, gerettet.

Dieses gemeinsame Schicksal verband meinen Vater und Sergej, ohne viel Worte, so tief miteinander,

das sie wie Opa und Enkel bis zum Tode meines Vaters, sieben Jahre später, wie ein Herz und eine Seele waren.

Vater erfuhr gegen Ende seines Lebens noch das große Glück, dass ihn endlich, nach so langer Zeit des Leidens und des großen Schuldgefühl mit 89 Jahren friedlich und zufrieden einschlafen ließ, ohne, das er noch einmal leiden musste.

Sergej wurde ein fleißiger Schüler, der im Laufe der nächsten Jahr bei allem, was er tat, strebsam und erfolgreich war.

Als er erwachsen wurde und sein eigenes Schicksal in all seinen Facetten begreifen konnte, wurde er demütig und dankbar und zum größten Gewinn unserer schwer gebeutelten Familie. Er hat seinen Opa nie vergessen können und noch heute, nach vielen Jahren, gedenkt er seiner mit großer Liebe und höchstem Respekt.

Er ging nie wieder in die Ukraine zurück.



## Epilog.

Wir hatten gedacht, Krieg, zumindest in unserer unmittelbaren Nachbarschaft in Europa, sei nun, nach einem Zweiten Weltkrieg und der Beendigung des „Jugoslawien“-Krieges in den 1990er Jahren, ein für alle Mal überwunden.

Die weltweite Globalisierung sollte uns alle so miteinander verknüpft haben, dass ein solcher Krieg nicht mehr möglich wäre.

Inzwischen wissen wir, dass dies eine Illusion war, und nun, plötzlich, wiederholen sich längst vergessenen gewöhnliche Schicksale einzelner Menschen auf perfide und grausame Weise.

Die Familiensaga, die wir hier kennengelernt haben, zeigt uns mit aller Härte, was der Verlust von geliebten Menschen und der angestammten Heimat für die bzw. den einzelnen Betroffene(n) bedeuten kann.

So waren bei unserem Protagonisten Fritzchen „**die Spitzen**“ des Kölner Doms eindrückliches Symbol für das, was Liebe zur Heimat und deren Verlust ausmacht und bewirken kann.

Wir, als einzelne, können meist bei der Entfaltung einer Krise oder als Folge, der eines Krieges, nur hilflos und ohnmächtig zuschauen.

Was wir dennoch bewirken können, ist die Hilfe und die Unterstützung im ganzen Kleinen, oft auch nur im Verborgenen.

Dies ist die Chance, Menschlichkeit doch noch zu verwirklichen, auch wenn der Rest der Welt in einer Feuersbrunst untergeht.

Die Spitzen, also die Türme des Kölner Doms waren immer schon Fanal für das, was für diese Menschlichkeit nötig ist, die Hoffnung auf eine bessere Welt!

## **Hinweise.**

Die Handlung und alle handelnden Personen in diesem Roman sind frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden und realen Personen wären rein zufällig und sind nicht beabsichtigt.



<b>Bildquellen</b>	
<b>Nr. Abbildung</b>	<b>Art + Herkunft der Abbildung</b>
Coverfoto (1)	„Der Kölner Dom im Nebel“, Philipp Wortmann, Köln. <b>Bezeichnung fürs Buch: Die Spitzen im Nebel.</b>
Abb. 01	„Fritzchen“, aus Privatarchiv des Autors. <b>Bezeichnung fürs Buch: Fritzchen.</b>
Abb. 02	„Haus, Gebäude, Abriss, Einsturz, Architektur, Winter“, aus <a href="http://www.pixabay.de">www.pixabay.de</a> , anhot. Pixabay Nr. 2804437. <b>Bezeichnung fürs Buch: Fritzchens Trümmerhaus.</b>
Abb. 03	„Frau, Nonne, Teuer, Arbeit, Porträt, Maler“, aus <a href="http://www.pixabay.de">www.pixabay.de</a> , Ezequiasphotography. Pixabay Nr. 1578533. <b>Bezeichnung fürs Buch: Eine schwarze Frau (Nonne).</b>
Abb. 04	„Schraders Haus“, aus Privatarchiv des Autors. <b>Bezeichnung fürs Buch: Schraders Haus.</b>

<b>Bildquellen</b>	
<b>Nr. Abbildung</b>	<b>Art + Herkunft der Abbildung</b>
Abb. 05	„VW-Buggy“, aus Privatarhiv des Autors. <b>Bezeichnung fürs Buch: VW-Buggy.</b>
Abb. 06	„Kölner Dom und Hohenzollern- brücke“, aus Privatarhiv des Autors. <b>Bezeichnung fürs Buch: Kölner Dom und Hohenzollernbrücke.</b>
Abb. 07	„Kölner Dom“, aus Privatarhiv des Autors. <b>Bezeichnung fürs Buch: Kölner Dom.</b>
Abb. 08	„Kölner Dom und Hohenzollern- brücke“, aus Privatarhiv des Autors. <b>Bezeichnung fürs Buch: Kölner Dom und Hohenzollernbrücke.</b>
Abb. 09	„Die Spitzen“, aus Privatarhiv des Autors. <b>Bezeichnung fürs Buch: Die „Spitzen in Köln“.</b>

<b>Bildquellen</b>	
<b>Nr. Abbildung</b>	<b>Art + Herkunft der Abbildung</b>
Abb. 10	„Bungalow“, aus Privatarhiv des Autors. <b>Bezeichnung fürs Buch: Bungalow der Eltern.</b>
Abb. 11	„Köln, Bombardierung, Zerstörung, Krieg, Nachkriegszeit.“, aus www.pixabay.de, Wikilmages. Pixabay Nr. 63176. <b>Bezeichnung fürs Buch: Zerstörung in Köln.</b>
Abb. 12	„Kirche von Transfiguration [Verklärung], Lemberg, Ukraine.“, aus www.istock.de, Gelia. Pixabay Nr. 476262306. <b>Bezeichnung fürs Buch: Die „Spitzen“ in Lwiw.</b>
Abb. 13	„Junge, Kind, Zaun, Traurig, Unzufrieden, Suchen.“, aus www.pixabay.de, Greyerbaby. Pixabay Nr. 529067. <b>Bezeichnung fürs Buch: Sergej.</b>

<b>Die Protagonisten</b>				
--------------------------	--	--	--	--

		<b>TEIL I</b>		
1		Hauptprotagonist 3 verschied. Namen:		
	a	Berni (Bernhard)	1940-1945	Köln
	b	Fritzchen als Fünfjähriger	1945	Schweinfurt Evakuierung
	c	Francis	1945-1970	USA
	d	Fritzchen	ab 1970	USA
2		Die leibliche Mutter Margarete		Köln
3		Der leibliche Vater Hans		Köln
4		Die Adoptivmutter Maria	ab 1945	USA
5		Der Adoptivvater John	ab 1945	USA
		<b>TEIL II</b>		
6		Fritzchens Sohn Michael	ab 1980	Köln
7		Fritzchens Ehefrau Barbara	ab 1975	Köln
8		Die Helfer Reiner und Ludwig	2022	Köln-Lwiw
9		Weitere Helfer Yevgeniia + Vladimir	2022	Katowice- Przemyśl
10		Der Rote-Kreuz- Leiter Herr Mastroianni	2022	Lwiw
11		Sergejs Begleiterin Renata	2022	Lwiw-Köln
12		Sergej	ab 2022	Lwiw-Köln